Wieland's Werke.

Vierundzwanzigster Theil.

Nachlaß des Diogenes von Sinope.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Nachlaß des Diogenes von Sinope.

Aus einer alten Handschrift.

Vorbericht des Herausgebers.

Geschrieben im Jahre 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewissen Abtei B***** Ordens in S*** Bekanntschaft zu machen, welche, Dank sei dem Genius des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der sie dotirt, und dem ökonomischen Geiste, der sie bisher verwaltet hat, reich genug ist, siebzig bis achtzig wohlgenährte Erdensöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müssiggang und in tiefer Sorglosigkeit über Alles, was außerhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten.*)

Vermöge einer wohlhergebrachten Gewohnheit hat das Kloster einen Bücherschatz, welcher sich mehr durch Weitläuftigkeit als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchstens nur eine gewisse Art von Canonisten, Asceten und Ordensgeschichtschreibern angeschafft. Von allen andern und besonders von den Werken des Genies ist die Rede nicht. Diesen letztern wird der Zutritt gar nicht gestattet, und wofern sich eines derselben durch irgend einen unglücklichen Zufall in so heterogene Gesellschaft verirren sollte, so hat der Pater Bibliothekar nichts Angelegners, als es sogleich in einen besondern Schrank, der allen Seinesgleichen zum Gefängniß bestimmt ist, einzuschließen

*) Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daß seit den fünfundzwanzig Jahren, da alles hier Gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist (so wie in S. überhaupt), die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daß es dem inquisitivsten Reisenden unmöglich sein würde, das ehemalige Urbild von dem hier aufgestellten Gemälde ausfindig zu machen. (Anmerkung der Ausg. von 1795.)

und zu mehrerer Sicherheit in Ketten schmieden zu lassen. Zum Gebrauch, den diese würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben sie auch in der That keine guten Bücher, und wenn wir die Wahrheit sagen sollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund ist, warum die Vermehrung derselben in ihren Augen unter die überflüssigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlassen will, dem Kloster ersparen muß. In der That vermuthe ich, daß blos eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Besitze zu stören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daß sie sich, wenn sie daraus vertrieben würden, ihres Schadens auf eine unsern guten Mönchen weniger gleichgiltige Art erholen möchten, der Beweggrund ist, warum man die sogenannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man sie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlassen sucht.

Dem sei, wie ihm wolle, das unbegreifliche Schicksal wollte, daß ich in dieser nämlichen Bibliothek etwas fand, was ich am Wenigsten da gesucht hätte, und was in der That so außerordentlich scheint, daß ich besorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wissensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich sagen, daß er dem Ansehen nach kaum dreißig Jahre haben mochte. Meine Freude über diesen Fund war, wie billig, außerordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freunde, und ich fand, daß der wackere Pater das Recht, seine Gefangenen, so oft er wollte, von ihren Ketten loszuschließen und sich mit ihnen in seinen Nebenstunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wußte. Er war noch nicht, was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an, in seinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bei einem zweiten Besuch im Kloster einen beträchtlichen Theil desselben schon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Obern, was sie auch sonst sein mochten, waren doch nicht so dumm, daß sie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben sollten, was diesen Mann in meinen profanen Augen schätzbar machte. Man erschrak darüber. Seit sieben oder acht Jahrhunderten hatte sich der Fall nicht ein einziges Mal begeben, daß ein Mönch dieses Klosters hätte klüger sein wollen als seine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine solche Neuerung

haben! Man übersah sie beim ersten Blick, man erschrak davor und glaubte nicht schnell genug eilen zu können, einem so großen Uebel vorzubauen. Mit einem Worte, der ehrliche ** wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeister wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beste, dümmste und mit sich selbst und ihrer Dummheit vergnügteste Seele von der Welt. Außer seinem Brevier und Marx Rumpel's Kochbuche hatte er in seinem Leben nichts gelesen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die sich mit dem unnützen Bücherlesen die Augen verderben mögen. Weil man doch von Allem gern eine Ursache angiebt, so half er sich damit, daß er behauptete, die Wissensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherlesen sei weder mehr noch weniger als einer von den subtilen Fallstricken, wodurch der leidige Satan die Seelen in seine Gewalt zu ziehen suche. Unwissenheit war seiner Meinung nach der wahre Stand jener seligen Einfalt und Armuth an Geiste, welchen die herrlichste Belohnung in jener Welt versprochen ist; und er pflegte zu sagen, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte. Kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchsuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieser war, anzutreffen.

Meine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, machte, daß ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar ebenso gut bekannt war als mit seinem Vorfahr. Ich schmälte auf den Febronius und lobte das alberne Buch des Herrn von ***; mehr brauchte es nicht, mich bei ihm in die beste Meinung von der Welt zu setzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere Absicht, ohne welche ich vielleicht so gefällig nicht gewesen wäre. Es standen ein paar Schränke voll Handschriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke sein sollten. Ich konnte mir vorstellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch sehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geschöpf war, so gefällig, daß er mir seine Schränke aufschloß. Ich fand, was ich mir eingebildet hatte, schön geschriebene Gebetbücher, Legenden, magre Chroniken von Erschaffung der Welt an, Quaestiones metaphysicales de principio individuationis, de formalitatibus, etc., Commentarios in libros sententiarum, in parva Naturalia Aristotelis,

Abbreviationes Decretorum und hundert andre dergleichen Leckerbissen, welche mich nicht sehr lüstern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff, alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Aussehen eines dünnen Codex in Quartformat oder vielmehr der nämliche Instinct, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine beinahe blos maschinenmäßige Art antrieb, ihn hervorzuziehen, um zu sehen, was es sein möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Name Diogenes und einige andre, die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich ungeachtet des schlechten Lateins aufmerksam. Ich überlas eines oder zwei von den kleinsten Capiteln und war nun vollkommen überzeugt, daß ich vermuthlich auf die beste unter allen diesen Handschriften gestoßen sei.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeister dieses literarischen Gefängnisses nicht merken zu lassen, wie wichtig mir dieser Fund war, so kostete mir es wenig Mühe, die Erlaubniß von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchlesen mitzunehmen. Und nun weiß der geneigte Leser so gut als ich selbst, wie ich zu der alten Handschrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Uebersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreizehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damaligen kaiserlichen Cabinet ablehnte: „Sie sind alt genug," sagte er; „denn so viel ich weiß, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen." So viel getraue ich mir zu behaupten, daß sie wenigstens nicht viel jünger ist als einige Uebersetzungen von Aristotelischen Büchern aus dem Arabischen. Denn so viel ich aus dem noch übrigen Bruchstücke der Vorrede ersehen konnte, giebt der Verfasser vor, dieses Werkchen aus einer arabischen Handschrift, die er in der Bibliothek zu Fez gefunden und abgeschrieben habe, in so gutes Latein, als man damals zu Salamanca zu lernen pflegte, gedolmetscht zu haben.

Da ich fand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Handschrift aus Gesprächen des Diogenes mit sich selbst und mit Andern bestehe, so erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laërtius, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter Andern auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun

brauchte ich nichts weiter, als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß diese Dialogen ohne Zweifel unter den griechischen Handschriften gewesen seien, welche der berühmte Kalif Al-Mamon zu Bagdad mit großen Kosten zusammensuchen und ins Arabische übersetzen ließ; daß ein Exemplar dieser arabischen Uebersetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen sei, welche unter der Regierung des maurischen Sultans Al-Mansur errichtet worden sein soll, und daß dieses Exemplar vielleicht das nämliche gewesen, aus welchem mein Ungenannter seine Uebersetzung verfertigt habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertationen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollte es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige sein, der von dem Charakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nämlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laërtius und dem Athenäus zufolge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der ironische Sokrates von dem zügellosen Aristophanes, der Harlequin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters, und ein launiger, aber feiner und wohlgesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Compilator der Lebensbeschreibungen der Philosophen und dem waschhaften Grammatiker, der in seinem Gelehrten-Gastmahle den alten Weisen so viele ungereimte Geschichtchen anheftet, zu glauben wäre, so müßte Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigste, tollste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen sein, der jemals die menschliche Gestalt verunziert hätte; und es wäre solchenfalls nichts unbegreiflicher, als wie eben dieser hündische Mensch so vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte sagen und thun können, und woher die Hochachtung gekommen sein sollte, welche selbst die Weisesten unter ihnen für ihn gehegt haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häßliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des Sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaßt haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genügt hier, dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich größere Gewicht zweier weiser Männer des griechischen Alterthums entgegenzusetzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der Eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Cappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dies ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet und in der That der Xenophon dieses zweiten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab; Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zweiundzwanzigste und vierundzwanzigste Capitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein großes und sogar liebenswürdiges Bild er von unserm Philosophen macht. Sie werden finden, daß er in dem ersten der angezogenen Capitel — worin er von dem ächten Cynismus handelt und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertigt — an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen giebt, daß Diogenes ein solcher Mann gewesen sei, wie er den wahren Cyniker schildert, — und daß er in andern, wo er sich über den eigenen Charakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freimüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt,*) durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaß, bei aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung

*) *Ἀγε, Διογενης δ' οὐκ ἐφιλει οὐδενα; ὁς οὑτως ἡμερος ἠν και φιλανθρωπος*, etc. — *δια τουτο πασα γη πατρις ἠν ἐκεινῳ μονῳ, ἐξαιρετος δ' οὐδεμια*, etc. Arrian., L. III., c. 24., p. m. 382.

bemächtigt. Und gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daß ihn Arrian nur von der schönen Seite gemalt hätte, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß er in dem wirklichen historischen Charakter des Diogenes den Grund dazu gefunden haben mußte; denn man wählt keinen Thersites zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann malen will.

Die zweite Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegenstelle, ist der Philosoph Demonax, dessen Charakter uns Lucian (ein sehr glaubwürdiger Mann, wenn er Gutes von Jemand sagt; denn das begegnet ihm selten genug) in einer eignen Abhandlung mit Xenophontischem Geist und Plutarchischer Naivität geschildert hat. Wenn dieser weise Mann gleich kein Sectenstifter noch ein großer Verehrer metaphysischer Speculationen war, so wird doch Niemand, der gelesen hat, was uns Lucian von ihm erzählt, in Abrede sein, daß er das günstige Urtheil verdiene, das dieser scharfe und mißtrauische Beurtheiler des moralischen Werths der menschlichen Dinge von ihm fällt. Ist aber das Ansehen dieses Demonax festgesetzt, so muß auch sein Urtheil von Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Märchen und Gassenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abschätzige Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet ist. Lucian führt etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweisen. Wir begnügen uns, zwei davon abzuschreiben. Die Rede war einst von den alten Philosophen, und welcher unter ihnen am Meisten Hochachtung verdiene. „Ich meines Orts," sagte Demonax, „ich verehre den Sokrates, bewundere den Diogenes und liebe den Aristippus." Und da man ihm zu Olympia eine Bildsäule aufrichten lassen wollte, lehnte er diese Ehre aus dem Grunde ab: „damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildsäulen gesetzt zu haben."

Wenn gegen solche Zeugnisse noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne doch, ohne die ganze Autorität des Alterthums wider sich zu haben, nicht leugnen, daß Diogenes überhaupt unter seinen Zeitgenossen in schlechtem Ansehen gestanden und vielmehr für einen närrischen Sonderling als für einen weisen Mann gehalten worden sei, so können wir dieses zugeben, ohne daß er das Geringste von der Achtung verlieren soll, die uns das günstige Urtheil der kleinern Zahl für ihn gegeben hat. Was für einen Begriff müßten wir uns

von Sokrates selbst machen, wenn wir ihn nach Demjenigen, den Aristophanes in seinen „Wolken" auf die Schaubühne brachte, oder nach der Anklage des Anytus und nach dem Endurtheil seiner Richter beurtheilen wollten? Man müßte wenig Kenntniß der Welt haben, wenn man nicht wüßte, daß etliche wenige Züge von Sonderbarkeit und Abweichung von den gewöhnlichen Formen des sittlichen Betragens hinlänglich sind, den vortrefflichsten Mann in ein falsches Licht zu stellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jacob Rousseau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb so sonderbar ist, als er scheint) ein Beispiel, welches diesen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufsätzen werden wir den Diogenes selbst über diesen Gegenstand an mehr als einem Orte so gut raisonniren hören, daß schwerlich Jemandem, der sich nicht zum Gesetz gemacht hat, nur seine eigene Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bei Allem dem gestehe ich doch gern, daß der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu sein scheint, es sei nun, daß ihn der lateinische Uebersetzer wirklich aus dem Arabischen, und der arabische aus einem griechischen Original gedolmetscht habe, oder daß einer von den vorgeblichen Uebersetzern selbst der Urheber dieses Werkchens sei. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daß auch ich, ebensowol als die beiden Uebersetzer, meine Vorgänger, vielleicht ebenso viel aus Nothwendigkeit als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich sein sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicherweise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe beinahe das nämliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß der erste arabische Uebersetzer, gesetzt auch, daß er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheißen haben: Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas. Ich denke, es sei dem lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu

sagen, seiner Schreibart nach muß er ein armer Stümper gewesen sein, ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität (wie Salamanca damals war), in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Uebersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am Allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daß da vermuthlich ein feiner Gedanke oder eine glückliche Wendung oder irgend eine andere Seinesgleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen sein müsse; an vielen Stellen ist er sogar gänzlich unverständlich, ohne sich das Mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt, daß er Leser haben würde, oder (wie ein ehemaliger französischer Uebersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde und nicht für das Publicum — schlecht übersetzt. Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich der Welt das elendeste Geschenk, das sich denken läßt, gemacht haben würde, wenn ich mich durch die Ehre, der Herausgeber einer alten lateinischen Handschrift zu sein, hätte verleiten lassen, die seinige, so wie sie war, abdrucken zu lassen.

Ich gab mir also, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuschmelzen und nach meinem besten Können und Wissen so deutsch reden zu lassen, wie ich mir einbildete, daß ihn wenigstens ein erträglicher griechischer Sophist aus Alciphron's Zeiten möchte haben griechisch reden lassen.

Zusatz

der Ausgabe von 1795.

Dieses kleine Werk erschien im Jahre 1770 zum ersten Male unter dem Titel „Dialogen des Diogenes“. Man hat das Wort Dialogen hauptsächlich deswegen unschicklich gefunden, weil die eigentlichen Gespräche nur den wenigsten

Theil des Ganzen ausmachen, als welches meistens aus zufälligen Träumereien, Selbstgesprächen, Anekdoten, dialogisirten Erzählungen und Aufsätzen, worin Diogenes blos aus Manier oder Laune abwesende oder eingebildete Personen apostrophirt, zusammengesetzt ist. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts Erhebliches entgegenzusetzen hatte, fand also für gut, bei gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten lateinischen Handschrift, „Diogenis Sinopensis Reliqua“, beizubehalten, — ein Titel, wozu dieses Werkchen ein desto größeres Recht hat, weil in der That (da die unächten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden sind, nicht in Betrachtung kommen) außer demselben sonst nichts von diesem berühmten Cyniker übrig ist.

Der ehmalige griechische Titel „Σωκρατης μαινομενος“ (Socrates delirans, ein aberwitzig gewordener Sokrates) ist aus dem zweifachen Grunde weggeblieben, erstlich weil er griechisch ist, und dann, weil dieser halb ehrenvolle, halb spöttische Spitzname, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben soll, auf den Diogenes, der sich uns in diesen Blättern darstellt, ganz und gar nicht zu passen scheint. Dieser ist zwar ein Sonderling, aber ein so gutherziger, frohsinniger und (mit Erlaubniß zu sagen) so vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag; und gewiß, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas Besseres zu sein wünschen als ein solcher Diogenes.

Nachlaß

des

Diogenes von Sinope.

I.

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereien, — meine Thorheiten, — Eure Thorheiten und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das Erste sein, was ich Euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden oder Häute oder Palmblätter hätten! — und in Ermangelung deren möcht' es weißes Blech, Marmor, Elfenbein oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehemals zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war, dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicherweise hab' ich von allen diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder noch Griffel noch irgend ein andres Werkzeug dazu habe als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ich's, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben, wäre wol das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand schreiben? — Es ginge an; ich kenne zwei- bis dreihundert junge und alte Schriftsteller (nichts von einigen Tausenden zu sagen, die ich nicht kenne), denen ich, weil sie doch nun einmal schreiben wollen — oder schreiben müssen, — diese Methode bestens empfohlen haben wollte. Allein sie hat bei Allem dem ihre Unbequemlichkeiten. —

Dummkopf! daß ich mich nur einen Augenblick besinne, eh ich sehe, daß meine Tonne geräumig genug ist, eine ganze Iliade zu fassen, insofern ich klein genug schreiben könnte. An meine Tonne will ich schreiben! — Ihre Seitenwände sind ohnehin so nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Malereien, — in der That, gar zu kahl. — Bin ich nicht so gut als der Wurm, aus dessen gesponnenem Schleime man diese Gewebe macht, womit unsre neuen Argonauten ihre Säle behängen?*) — Der Wurm spinnt sich sein Haus selbst; ich beneide ihn darum; das ist mehr, als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eignen Hirngespinnsten tapezieren, und das will ich, wenigstens so lange dieses Stückchen Kreide dauert.

In der That, es sollte mich verdrießen, wenn unter allen zweibeinigen Thieren ohne Federn auf diesem Erdenrund oder Erdenei oder Erdenteller — was es ist, mögen die Herren ausmachen, die sonst nichts zu thun haben und nicht müssig sein können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfnisse hätte als ich.

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben, oder, wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man schlechterdings haben muß, und sich so wenig damit zu thun zu machen, als nur immer möglich ist. Anfangs, insofern Ihr nicht dazu geboren seid, kostet's einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat, reich zu sterben? Wie viel Mühe giebt sich der Thor Phädrias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostet's einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? oder einem Andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die so nahe als möglich an die göttliche reicht.

---

*) Wir können es keinem Kenner der griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Aechtheit dieser Stelle zweifelt. Freilich ist es nicht die einzige in diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaß giebt — „Aber desto schlimmer!" werden die Kenner sagen.

Denn daß die seligen Götter es darum seien, weil sie nichts zu thun haben, als sich ewig mit Ambrosia zu füllen, ewig in Nektar zu berauschen und den Weihrauch in die Nase zu ziehen, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Priester — wie ich. Sie sind selig, weil sie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünschen, Alles in sich selbst finden; — und so bin ich's auch, so viel es ein armer Schelm von einem Erdensohne sein kann, der Brod oder Wurzeln haben muß, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigstens ein Faß, um sich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen seiner Gattung, wenn er Menschen pflanzen will.

Bei Allem dem bin ich zufrieden, es so weit gebracht zu haben, daß ich gegen Hunger und Durst nur Wurzeln, gegen die Blöße nur einen Mantel von Sackleinwand, gegen Wind und Wetter nur mein Faß nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören Eure ernsthaften Leute nicht gern sprechen, und ein weiser Mann denkt so wenig daran, als er kann; — und muß er daran denken, nun, so hat unsere gute Mutter Natur auch dafür Rath geschafft, wie ich Euch mit einem hübschen Beispielchen beweisen könnte, wenn ich nicht besorgte, Ihr möchtet — eifersüchtig werden.

II.

Wenn sich Jemand in den Kopf setzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weise zu werden, — als zum Beispiel sein Glück dadurch zu machen, oder sich bei der Welt in Achtung zu setzen, oder sich ihrem Tadel zu entziehen, — so wollte ich ihm unmaaßgeblich gerathen haben, sich hinzusetzen und es bleiben zu lassen. Denn ich will meine Tasche und meinen Stecken, das ist mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (insofern Ihr kein Pythagoräer seid) setzen, daß Ihr Eure Mühe dabei auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet Ihr Euch die Hochachtung der Welt erwerben, und dann müßte mich Alles betrügen, oder Ihr werdet diese Ehre Euerm Gelde oder Euerm Stande oder Euerm Amte oder Eurer Frau oder Eurer Schwester oder Eurer guten Miene

oder Eurer Kunst, zu singen, zu tanzen, die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem Andern in der Welt als Eurer Weisheit zu danken haben, — oder gelangt Ihr durch des Himmels Gunst wirklich zu Weisheit, so wird sich's die Welt nicht ausreden lassen, Euch für eine Art von Narren zu halten; welchenfalls Ihr wohl thun werdet, es (wofern Ihr könnt) wie Diogenes zu machen — nämlich, gerade weil Diogenes weise ist, so ist Diogenes kein Narr und bekümmert sich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er Euren Beifall suchte, er, der Euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gastmähler zu geben, keine persischen Weine und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müßte er Eure Handmühlen drehen oder in Euern Bergwerken graben oder Eure Nymphen ins Gehege treiben oder Eure Verdauung durch seine Schwänke befördern; und, mit Eurer Erlaubniß, von Allem diesem, und was dem ähnlich ist, findet er für gut, sich selbst zu dispensiren, weil er das Mittel ausgefunden hat, Eures Beifalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es schon eine andre Beschaffenheit. Auch ohne eben schön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byssus gekleidet zu sein, oder nach Lavendel zu riechen, oder einen frisirten Kopf oder überall einen Kopf (insofern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, giebt es — Dank sei Eurer Gutherzigkeit, Ihr angenehmen Geschöpfe! — ein unfehlbares Mittel, Euern Beifall zu verdienen, und — kurz, wir verstehen einander, denke ich; und wenn jemals meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen Eure gute Meinung entziehen zu wollen, so hoffe ich, es werden immer noch Einige unter Euch edelmüthig genug sein, mich in ihren Schutz zu nehmen und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daß Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sei.

III.

Uebrigens, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megara, Sicyon

u. s. w. — und Ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir, Euch zu sagen, daß ich die Ehre, von einem Stamme mit Euch Allen zu sein, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigsten Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu Euern Diensten sein können, so gestehe ich offenherzig, daß ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen Ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich Euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich Euch, ohne ein Oedip zu sein, hätte vorher sagen können: „daß es Euch hintennach gereute, so gehandelt zu haben;" — und daraus schloß ich schlechtweg: „Ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen."

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich Euch gelegentlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube, daß Ihr auf einmal ertragen könnt.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurückzugehen, kann ich nicht umhin, den Einfältigen zum Besten zu erinnern, daß — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth, und vielleicht auch in der Stadt selbst, sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm sein könnte. Denn ich merke wol, daß sie bei dieser kleinen Kurzweil eine große Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft oder, in Verspottung derselben, ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genießen dabei des Vortheils, den Derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davonzutragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunruhigen zu wollen, so soll Alles, was ich bis zu Nr. IV. sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer diesfallsigen Zuständigkeiten und blos zum Besten Derjenigen

gesagt sein, welche mich gern kennen möchten und die Gelegenheit nicht haben, deswegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daß ich vor vielen Jahren ausdrücklich darauf studirt habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte, als möglich wäre."

Ich fand, „daß dies unter gewissen Bedingungen möglich sei," und „daß diese Bedingungen in meiner Gewalt lägen."

Ich bedachte mich also nicht lange. Meine Theorie war nicht sobald gefunden, als ich that, was die wenigsten von Euern Sittenlehrern thun. Ich fing an, sie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren so weit, daß ich, wie Ihr seht, sehr bequem in einer Tonne wohne, von Bohnen und Wurzeln Mahlzeit halte und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächsten Brunnen schöpfe.

Dafür aber genieße ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig, Euch zu betrügen, und bin sicher, daß Ihr mich ebenso wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von Euch, ich fordre nichts von Euch, ich besorge nichts von Euch. — Denn was für ein armer Teufel müßte Der sein, der mir meinen Stecken und meine Tasche voll Bohnen und Brodkrumen stehlen wollte! Sollte sich wider Vermuthen Jemand hervorthun, der arm genug wäre, in eine solche Versuchung zu fallen, so bin ich bereit, ihm Beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächsten Walde wieder einen Stecken finden und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andre Tasche machen, so ist der Abgang ersetzt. — Kurz, ich sehe nicht, warum wir nicht die besten Freunde sein sollten. Wornach Ihr immer streben möget, findet Ihr den Diogenes nie in Euerm Wege. Bewerbt Euch, wenn Ihr wollt, — rathen werde ich Euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau oder einer reichen Matrone oder einer Dame, die Euch für eine Handvoll Drachmen thut, was Platon's Penia dem schlafenden Plutus — bewerbt Euch um die Gunst eines Satrapen oder eines Königs oder einer Königin oder um eine Krone selbst oder gar um einen Platz unter den Göttern — (Ihr wißt, daß auch der zu kaufen ist) — kurz, bewerbt Euch, warum Ihr wollt, Diogenes wird niemals Euer Nebenbuhler sein. Diogenes ist der unschädlichste, unbedeutendste Mensch von der Welt, — ausgenommen, daß er Euch bei Ge-

legenheit die Wahrheit sagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu Euerm Vergnügen beiträgt, so dächte ich doch, er verdiente immer, daß Ihr ihm Luft und Sonnenschein unentgeltlich angedeihen ließet und erlaubtet, sich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht sein Großvater gepflanzt hat.

IV.

Sagte ich Euch nicht vorhin, daß Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — dessen Narrheiten ich übrigens nicht besser zu machen begehre, als sie sind — nicht ganz so närrisch sei, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen seiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Mensch affectirt, ein Sonderling zu sein," sprechen sie; — und Sie, meine Herren und Frauen, affectiren, ehrlich und tugendhaft zu sein.

„Er hat seinen hölzernen Becher weggeworfen, da er einen Bettler sah, der aus der hohlen Hand trank." — Dieser Zug ist, mit Ihrer Erlaubniß, ein Wenig verzeichnet. Der Becher mußte weggeworfen werden, weil er einen Leck bekommen hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, so sah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiser Mann findet immer Gelegenheit, etwas zu lernen, und ich versichre Ihnen, Madam, daß ich von Ihrem Schooßhündchen die ganze Philosophie des Aristipp gelernt habe.

Aber gesetzt, ich hätte den Becher weggeworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldnen Becher trinkt, weil er den unschuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann sein, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte wie ich.

„Diogenes ist ein Misogyn." — Ha, ha, ha —

„Er nimmt sich heraus, allen Leuten zu sagen, was sie nicht gern hören." — Ist es meine Schuld, wenn sie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Fasse." — Es ist, wie Sie sehen, eine Tonne und für einen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Gesetzt nun, daß ich eine Probe hätte machen wollen, daß im Nothfall auch die engste Wohnung für

einen ehrlichen Mann groß genug ist? — Ich weiß es, guter Xeniades, daß, wenn mich jemals Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen sollte, Diogenes unter Deinem freundschaftlichen, gastfreien Dache sein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, sei in diesen heitern Sommertagen der grüne Wasen mein Faulbettchen, mit weichem Gras und Blumen gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein; der umwölbende Himmel ist meine Decke, und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt wie er.

„Aber was für eine Grille," sagen sie, „die Wände Eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen?" — Gut! Es soll eine Grille sein; haben Sie etwa keine Grillen? Oder sind meine Grillen nicht ebenso gut, weil sie die meinigen, als Ihre Grillen, weil sie die Ihrigen sind? —

Indessen sehen Sie hier diese Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde. So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen, wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts Besseres aufopfern muß. Der gute Xeniades, dem sie zugehört, glaubt, daß sie desto besser sein werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurückgebe. — Du sollst Deinen Willen haben, guter Xeniades.

V.

Sie lag, ein Wenig zurückgebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schooßhündchen.

Gegenüber saß ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beim Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschließen, wenn man sich nicht stark genug fühle, einer schönen Versuchung mit offnen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schließen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm

(zum Unglück) ein kleiner Fuß in die Augen, wie man sich den Fuß einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war nichts für — Euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schooßhund, dann wieder den Fußteppich; aber der schöne kleine Fuß hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach mit stotternder Stimme von allem Andern, — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schooßhund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegenüber hing) — die Hälfte eines sehr weißen und sehr reizend geründeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schooße, schmiegte sein rechtes Vorderpfötchen an den schönen Busen an und sah mit halb offnem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küßte das Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler und steckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Mensch hatte keine Kraft mehr, auf den Boden zu sehen, und — Ich schlich mich fort.

Unterwegs sah ich Aristippen, mit Rosen bekränzt und ganz Arabien um sich her düftend, von einem Gastmahle des reichen Klinias wohlbezecht zurückkehren. Er schwamm in einem weiten, seidenen Gewande, schimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionysen zu Syrakus gemacht hatte; ein kleiner Hof von muntern Jünglingen schwärmte um ihn her, und wie Bacchus unter Faunen und Satyrn ging er in ihrer Mitte und lehrte sie — seine Weisheit.

Beim Anubis, dem Schutzgott aller Schooßhündchen! ich will meinen Stecken und meine Tasche verloren haben, wenn Aristipp seine Weisheit nicht von Danaens Schooßhunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Großen, liebkoset

ihren Leidenschaften oder befördert ihre geheimen Wünsche, ohne zu thun, als ob Ihr sie merkt, — so werden sie Euch den Mund mit Honigplätzchen füllen; das ist das ganze Geheimniß.

„Nichts mehr als das?" — Kein Jota!

VI.

Glaubt mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Krösus, und wie Ihr Alle heißt, — es ist nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung, daß ich Euch niemals werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht, — ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer innern Ueberzeugung, welche sich nichts von mir einreden läßt, daß ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit wie die Eurige zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schön gebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wollüstigen Geräthschaften der Ueppigkeit angefüllt; — Eure Gärten gleichen den Gärten des Alcinous und der Hesperiden, — Eure Säle dem Saal, wo Homer's unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — Eure Knaben sind schön wie Ganymed, Eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — Euer Leben ist ein immerwährendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; — Euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugangbar; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält Euch auf; Euer Gold überwindet Alles. —

Ein Sophist würde vielleicht viel gegen alle diese Vortheile einzuwenden haben — Aber von mir habt Ihr keine Chicane zu besorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Sträußermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich hasse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt," sagt Xenokrates; — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Phryne nicht so mißvergnügt von Dir aufgestanden sein. — War Alcibiades nicht tapfer? Konnt' er nicht, wenn es sein mußte, ebenso gut auf hartem Boden unter freiem Himmel schlafen als im Schooße der schönen Nemea? Ließ er sich nicht die schwarze Suppe der Spartaner ebenso gut schmecken als die niedlichen Gerichte des üppigen Tissa-

phernes? — Keine Einwürfe, ich bitte Euch, die nur von einer Seite wahr sind, und die man mit tausend Beispielen widerlegen kann! — Gestehen wir die reine Wahrheit! Guter Wein aus Cypern schmeckt, insofern Ihr nicht durstig seid, besser als Brunnenwasser, die strengen Sittenlehrer mögen einwenden, was sie wollen; und Eure Tänzerinnen aus Jonien oder Eure Mädchen von Skio sind mit Allem dem ganz artige Geschöpfe. Eure Galerie, mit den Gemälden der Zeuxis und Polygnotus, der Parrhasius und Apellen behangen, bezaubert ungelehrte Augen und befriedigt den verweilenden Kenner. — Solltet Ihr denn nicht glücklich sein? Sollten wir nicht Alle nach Euerm Zustande streben? Der Genuß alles Schönen und Angenehmen sollte nicht glücklich machen?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel, — es ist, däucht mich, mehr als ein Zweifel; — aber ich besorge, Euch verdrießlich zu machen, wenn ich ihn sage. Er würde zu Erörterungen führen, und mein Zweck ist verfehlt, sobald ich Euch Langeweile mache. — Ihr habt zu thun, wie ich sehe? — Einen Besuch bei der schönen Philänion abzulegen — oder bei der jungen Gemahlin des alten Strepsiades? — Ich will Euch nicht aufhalten; ich lege mich indessen dort in den Schatten hin und — träume was, bis Ihr wiederkommt.

VII.

Diesen Augenblick ertappe ich mich bei einer häßlichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit bist Du noch entfernt, so weise zu sein, als Du närrisch aussiehst! — Ungeduldig darüber zu werden, daß Du von einem Menschen, der Dir Ehre anzuthun glaubt und nicht zu wissen schuldig ist, daß Du eben träumen willst, in Deinen Träumereien gestört wirst! — Fi! das hättest Du von einer langbeinigen Spinne, von einer Wespe oder Hornisse leiden müssen. — Ich will Euch den ganzen Handel erzählen.

„Du bist müssig, Diogenes?" sagte er.

„Nach meiner Gewohnheit," antwortet' ich.

„So setze ich mich zu Dir."

„Wenn Du nichts Bessers zu thun hast."

„Auf der Welt nichts, — außer daß ich auf dem Markte

sein sollte. Die Sache des armen Lamon wird entschieden. Sein Vater war ein guter Freund unsers Hauses. Ich denke, er wird Mühe haben, seinen Feinden diesmal zu entwischen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir gestern vorgenommen, für ihn zu sprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt — —"

„Nicht aufgelegt? Und Lamon's Vater war ein Freund Deines Hauses? — und der arme Lamon ist in Gefahr?"

„Wie ich Dir sagte, mein Kopf ist heute zu nichts gut. Wir schmauseten gestern beim Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philosophen, die sich erst zankten, hernach besoffen, hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten Alles, was zu einer vollständigen Kurzweil gehört." —

„Das ist Alles ganz hübsch, wenn Du willst — aber der arme Lamon!"

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!"

„Und eine schöne Frau vermuthlich?"

„Sie kam gestern, mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwei Kinder zwischen drei und fünf Jahren bei sich — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füßen; sie sprach mit Hitze für ihren Mann: „Es ist unmöglich, daß er schuldig sein kann; er ist der ehrlichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; gewiß, er kann nichts Unedles aus Vorsatz gethan haben — helfen Sie ihm, Sie können es." — Ich machte ihr Einwendungen; sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeit vor, da er so viele Feinde hätte. — Er habe sie blos, weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sahen, schlangen ihre kleinen Arme um ihre Knie und fragten sie ängstlich: „Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wiedergeben?" — Ich versichre Dich, die Scene war rührend; ich hätte funfzig Minen*) um einen guten Maler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemälde daraus gemacht hätte" —

*) Sechzig Minen machten ein attisches Talent, dessen Betrag man in runder Summe für zwölfhundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann.

„Wirklich? — Konntest Du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?"

„Ich versichere Dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte; Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich sagte ihr: „Madam, ich will das Möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen, wie Sie sind? — Ich muß jetzt zu Klinias; er giebt diesen Abend ein Fest; aber ich will mich vor Mitternacht losreißen. Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Cabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das Meiste wird von Ihnen selbst abhängen." — Kannst Du Dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmal schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verließ sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr Alles sagte, was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. „Kommt, meine Kinder!" sagte sie, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte; „der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch er uns verläßt, so können wir sterben." — Du siehst, daß ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen."

„Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon — O Chärea, Chärea — ist's möglich?" —

„Du bist in der Laune, zu moralisiren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, wie ich Dir sagte. Ich muß mich zerstreuen. — Willst Du mit mir zur Thryallis gehen? — Mein Maler nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr; — es wird ein treffliches Stück werden!"

„Ich danke für diesmal. — Der arme Lamon und seine schöne tugendhafte Frau mit den zwei lieblichen Kindern hat sich meiner so sehr bemächtigt, daß ich zu nichts Andern gut bin. Dein Maler würde mir keinen Strich recht machen können und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea — gehe und überlass' mich meinen einsamen Gedanken!"

Nein, ich will nicht denken; unsinnig müßt' ich werden,

wenn ich in diesem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die sich eindrängen wollen.

Ihr wißt doch, daß dieser Chärea einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth ist?

VIII.

Wie schön diese Grasmücke zwitschert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfrischt, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieses Gebüsche legen und mich jedem Vergnügen überlassen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Lebens bestreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und versuchen? — Das will ich! —

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Ansehen, keine Anhänger, Niemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist. — Ich bin hier fremd. — Lamon's Sache betrifft sein Amt, das gemeine Wesen; — ich würde nicht einmal die Erlaubniß zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigstens als Fürsprecher für ihn reden. — Aber wir sind nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine so schöne Frau soll nicht umsonst die Füße eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

IX.

Ich wußte noch nichts Eigentliches von Lamon's Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein ließ. Unterwegs stieß ich auf einen seiner Richter, der mir sagte, warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedungen, der auf Lamon's Amt ein Auge hat. Er sollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen sein. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweisen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte und dieses Geld zu den Geschäften der Republik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute seinem Freunde und wurde betrogen.

Das war sein ganzes Verbrechen. — Aber Ihr hättet das Ungeheuer sehen sollen, das seine Ankläger daraus machten!

Lamon antwortete ihnen mit der Erschrockenheit eines ehrlichen Mannes, der sein Schicksal in den Händen seiner Feinde sieht und weiß, daß sein Urtheil schon beschlossen ist, eh er noch zu reden anfängt. Er sprach wenig und übel. „Lass' mich für Dich reden, Lamon!" sagte ich und fing an.

Sie wollten Lärm machen; aber da half mir meine Brust, ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwei lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteilichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrückung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobsprüche und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemälde der schönen Frau und der zwei kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten ließ. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder.

Wie schön der Abend ist! wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden; ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süß werden ihre Umarmungen sein! — Ich genieße sie, ohne sie zu sehen. — Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? Chärea, Klinias, Midas, Sardanapalus, Krösus — oder ich?

X.

Gönnet mir, daß ich mich der Empfindung überlasse, die mich glücklich macht, — und überleset inzwischen die drei vorhergehenden Nummern noch einmal — wenn Ihr wollt, — und so langsam oder flüchtig Ihr wollt.

XI.

Wirklich ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herabwölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiß ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien; rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indeß hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind sie fertig. Auf einmal rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemälde!

Wenn Ihr es erst so lebhaft vor Euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Phantasie ausgemalt, vor mir steht! Sie hat einen feinen, warmen Pinsel, das versichr' ich Euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für Eure Reizungen man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein Andrer gegeben habe, Eurer entbehren zu können, ohne daß ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervorschliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien — Ihr denkt, ich habe das Gemälde selbst erfunden, und das wundert Euch. Ich will Euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben, als ich bin. — Es ist eine bloße Copie.

Chärea hat das Original, von Apelles, den sie den Maler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Namen selbst zu geben, weil er fühlt, daß er's ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. „Es ist göttlich," rief der entzückte Chärea; „ich muß es haben; ich lass' es keinem Könige. — Kennst Du, Diogenes, das Myrtenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Saale, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich diese Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe."

Chärea kaufte das Gemälde um vier attische Talente.

„Vier attische Talente!" rief ich, „um drei halb nackte Mädchen und drei oder vier kleine nackte Buben auf einem Stücke Leinwand!"

„Aber siehe nur, wie schön sie sind!" rief Chärea; — „wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen charakteristischen Reize, jede durch sich selbst schön und dennoch durch eine Art von Widerschein von ihrer Nachbarin verschönert!"

„Es ist wahr, Chärea — Aber Ihr andern reichen Leute habt Unrecht, diese Künstler so theuer mit ihren Werken zu machen. Zehn Minen wären immer genug für einen Maler. Er soll auch das Vergnügen, das er unter einer so schönen Arbeit genießt, für etwas rechnen! — Vier Talente, Chärea! für eine Augenlust, die in wenig Wochen ihren Reiz für Dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hättest Du mit dieser Summe machen können!"

XII.

Nach einiger Zeit kam ich auf ein großes Gut, das dieser Chärea am Korinthischen Meere besitzt. Ich fand da einen seiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weißen Haaren, der traurig vor seiner Thür saß und sich die Augen auswischte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daß ich mich zu ihm setzen dürfte, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, Fremdling," sprach er, „ich habe meine Tochter verloren! — ein Kind von vierzehn Jahren, das beste, angenehmste Mädchen, das jemals gewesen ist. Alle jungen Leute in der Gegend sagten, daß sie einer Oreade gliche, wenn sie an Festtagen mit andern Mädchen ihres Alters im Reihen tanzte. Ich hatte meine Lust daran, sie tanzen zu sehen. — So war ihre Mutter ehmals gewesen! — Es war ein gutes Mädchen, häuslich, arbeitsam von der besten Mutter erzogen — ach, die ich jetzt glücklich preise, daß sie den grausamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muscheln suchte, um eine kleine Grotte in unserm Garten auszuschmücken, worin ich in der Mittagshitze zu ruhen pflege." —

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemäldes. Aber

seine Tochter hätte zehnmal weniger liebenswürdig sein können, als er sie beschrieb, ohne daß ich weniger Antheil an seinem Schmerze genommen hätte.

„Armer Vater!“ rief ich und wischte die Augen; „aber war denn kein Mittel, Eure Tochter wieder zu bekommen? War's nicht möglich, sie loszukaufen?“

„Ach,“ antwortete er seufzend, „ich versuchte Alles. Sie forderten zwei Talente. „Das Mädchen ist schön,“ sagten sie; „ein Satrape des großen Königs würde uns noch mehr für sie bezahlen.“ — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieser Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unsinnig. In dieser Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — „Er ist unermeßlich reich,“ dacht' ich; „Deine Thränen, Deine weißen Haare werden ihn erweichen. Wie oft giebt er zwei Talente aus, um sich eine vorüberrauschende Lust zu machen! Vielleicht bewegst Du ihn, daß er ebenso viel thut, sich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater sein Kind, die einzige Freude seines Alters, wiederzuschenken!“ — — Ich warf mich zu seinen Füßen. Aber Alles war umsonst. — Ich hätte besser auf meine Tochter Acht geben sollen, sagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es sagte; und wie kalt er dabei aussah! Ich darf nicht daran denken!“

Der alte Mann weinte, da er's sprach, und ich — wenig fehlte, daß ich wie Ajax Oileus zu rasen angefangen hätte. Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem Ersten, der jemals gemalt hatte, und allen Malern, seinen Nachfolgern, und allen Angehörigen ihrer Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daß eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen, Gutes zu thun, unempfindlich macht. Die armen Leute! sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Phantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit — haben so viel Forderungen zu machen, daß ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich Euch Eure Paläste, Gärten, Gemälde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, Eure Gastmähler, Concerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papageien gönnen,

wenn es nur von mir abhinge, nicht daran zu denken, daß zehntausend arme Geschöpfe Eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigungen des Wetters und der unfreundlichen Jahrszeit erwehren können, — weil Ihr in marmornen Palästen wohnt, nicht haben, womit sie ihre Blöße decken, — weil Eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern, nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil Ihr in einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich hass' es, diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge, ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber was wollt' ich nicht thun, wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert Eurer Gattung — einen Einzigen zur Menschlichkeit zu bekehren!

XIII.

Ich bitte Dich, Chärea, Dich und alle Deine Brüder, sagt mir nichts davon, daß Ihr durch den Gebrauch, den Ihr von Euern Reichthümern macht, den Fleiß, die Künste, die Handlung unterhaltet und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie Ihr sagt, das Leben des Staats bestehe.

„Tausende und Zehntausende," sagt Ihr, „leben dadurch, daß wir bauen, Gärten anlegen, ein großes Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben u. s. w."

Darüber ist kein Streit zwischen uns. Aber wenn Ihr Euch ein Verdienst daraus machen wolltet, so könnten der Seidenwurm und die Purpurschnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichsten und wohlthätigsten Geschöpfe in der Welt zu sein; denn wirklich leben etliche Millionen Menschen von der Arbeit, die ihnen diese beiden Arten von Gewürme verschaffen.

Nichts ist billiger, als daß Ihr Eure Reichthümer, Ihr möget sie nun geerbt, erworben, erschlichen, erkuppelt, geraubt oder gefunden haben, zur Belohnung Derjenigen anwendet, die für Eure Trägheit, Eitelkeit und Ueppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es giebt Leute, die nun gerade nichts beitragen können, Deine Sinne oder Deine Phantasie zu kitzeln, und die darum nicht minder Anspruch an Deinen Ueberfluß haben. Der Unglückliche, dem Du mit einem kleinen

Theil davon die Ruhe wiedergeben kannst, die sein thränenbenetztes Lager flieht, — die unschuldige Schönheit, welche Du von der Schmach, einem *Parrhasius* zum Modell seiner leichtfertigen *Täfelchen**) zu dienen, und von einem noch schimpflichern Mißbrauch ihrer Reizungen mit der Hälfte dessen, was Dir ein solches Täfelchen kostet, befreien könntest, — der verlassene Waise, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederschlägt, und aus welchem Deine Hilfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen großen Mann, einen *Aristides*, einen *Sokrates* erziehen könnte, — haben diese Alle kein Recht an Deinen Ueberfluß?

Ihr Söhne des Glücks könnt sonst sehr fertig rechnen. Rechnet doch einmal, wie viel tausend Geschöpfe Eurer Gattung darben müssen, damit Einer von Euch jährlich vierzig oder funfzig Talente verzehren könne! Solltet Ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haß von Euch abzuwälzen, den der Anblick Eurer Wollüste und Verschwendungen dem größten Theil Eurer Mitbürger einflößen muß, der mit der sauersten Arbeit seinen Kindern kaum so viel Brod erwerben kann, als Ihr täglich Euern Hunden zur Suppe reichen laßt? —

Denkt ein Wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

XIV.

Wie? es sollte also nicht auch *schöne Seelen* geben, wie es *schöne Gesichter* giebt, die der Kunst nichts schuldig und gerade *darum* nur *desto schöner* sind?

Ich widerlegte einstmals einen Sophisten, der die Bewegung aus der Welt hinausdemonstrirte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich Euch auf die nämliche Art beweisen, daß es solche schöne Seelen giebt?

Ich werde Euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaß geben; doch denkt davon, was Ihr wollt; unsre Meinungen von einander können Euch und mich nicht schlechter machen, als wir sind.

---

*) Parrhasius — pinxit et minoribus tabellis *libidines*, eo genere petulantis joci se reficiens. *Plin.* Hist. Nat., L. 35.

Ueberdies erkläre ich hiermit, daß ich mein Geschichtchen allein der schönen Psyche und Ihresgleichen erzähle. Ich kann Niemandem verbieten, zuzuhören; aber das versichre ich, daß ich keine Silbe darum mehr noch weniger sagen werde, und wenn mir der ganze hohe Rath der Amphiktyonen zuhörte.

Ich hielt mich ehemals (wie Ihr wißt — oder auch nicht wißt) zu Athen auf, um vom Plato reden und vom Antisthenes leben zu lernen. Einstmals fügte sich's, daß ich Abends zwischen Dämmerung und Nacht ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herumschlenderte. Es war schon dunkel in der Halle, außer daß der stark erleuchtete Saal eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hilfe dieser schwachen Helle sah ich einen Schatten auf mich zuschleichen, der sich im Annähern in eine weibliche Gestalt, und diese in die liebliche Figur eines Mädchens von sechzehn Jahren ausbildete. Sie war so leicht bekleidet, daß einem Theil ihrer Füße und einem Busen, wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb, und ihre langen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nacken.

Dieser Anblick setzte mich in einige Verwirrung; — aber das war noch nichts. Das Mädchen breitete seine aufgestreiften Arme, deren Weiße aus der Dunkelheit hervorglänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus und sank mit dem Gesicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung stieg aufs Aeußerste.

Jedoch faßt' ich mich ohne langes Besinnen. Ich schlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte sie zugleich mit mir selbst um und führte sie geradesweges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgsam ließ sie sich führen, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich setzte sie auf eine Art von Ruhebett, das, im Vorbeigehen zu sagen, nichts weniger als geschickt war, wollüstige Ideen zu begünstigen. Ich machte Licht, und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerksamkeit, die er zu verdienen schien.

Das Mädchen flößte mir — ich weiß nicht was, ein, das mich weichherziger machte, als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemisch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungestört genießen könne, gab ich ihr unter dem

Vorwande, daß es kühl sei, eine Art von Mantel, womit sie ihren Busen und ihre Füße bedecken konnte.

Sie schien mich mit einiger Verwunderung anzusehen. Sie versuchte, etwas zu sagen; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Ich nahm sie in meine Arme, küßte sie, bat sie mit der sanftesten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir zu fassen. — Sie schien sich aus meinen Armen winden zu wollen, aber so schwach, daß ein Andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte, in ihren halb erloschenen Augen die Merkmale einer schönen Seele zu sehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umstände — und der schöne Busen, und was Vater Homer ihre Rosenarme und Silberfüße genannt haben würde, — arbeiteten, die Wahrheit zu sagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überließ mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und Ihr werdet aus dem Erfolg sehen, ob ich mich betrogen habe.

Das Erste, was das Mädchen nöthig zu haben schien, war einige Erfrischung; denn sie hatte das Ansehen einer gänzlichen Erschöpfung. Ich eilte also — Aber in der That, ich bitte Euch um Verzeihung; ich vergesse, daß ich dieses Nachbild eines Originals, an dessen kleinste Züge ich mich mit Vergnügen erinnere, nicht für mich selbst mache.

Das Mädchen kam, nachdem sie etwas Speise und ein Wenig Wein gekostet hatte, so gut wieder zu sich selbst, daß sie mir ihre Geschichte erzählen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen hob sie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

XV.

„Die schöne Lais ist meine Mutter. Ich wurde bei ihr erzogen und lebte in dieser frohen Unwissenheit meiner selbst, die das Vorrecht der Kindheit ist, bis ich Denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte, sich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man sagte, daß er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum sieben Jahre alt, da er starb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter

für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild Dessen, der nicht mehr war, und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu sagen. Ich grämte mich sehr darüber, aber ich mußte meine Thränen verbergen; die bloße Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im Uebrigen hielt sie mich den andern Mädchen gleich, die ihr aufwarteten, und wir hatten Lehrmeister im Singen, Tanzen und Lautespielen."

„Du spielst die Laute, kleine Grazie?" rief ich, „und singst? — Hier ist eine Laute; ich bitte Dich —"

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit, ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie sang mir Anakreon's süßestes Liedchen, — rathet selbst, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln schien. O Weisheit! O Antisthenes! wo waret Ihr damals? — Für mich ebenso, als ob nichts, das Euch gliche, jemals in der Welt gewesen wäre.

Ich suchte meine Seele auf den Lippen der schönen Sängerin.

„Lass' mich in meiner Erzählung fortfahren!" sagte sie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Gesicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daß ich wenigstens ebenso sehr erröthete als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen Lais einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne Lais sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinfür als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbei. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. Glykon hatte Ursache, mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu sein; aber wenn die Liebe das ist, was in Sappho's Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. Glykon würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft mußt' ich ihm das Lied an Phaon singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemal wurde er unwillig, nichts von Allem, was ich sang, in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daß seine

Liebe lauer zu werden anfing. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt gewesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange —"

Kurz (denn ich merke, daß Ihr zu gähnen anfangt), die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich Euch sagte, erzählte sehr artig, — weil die kunstlose Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton und ein gewisses — wie nennt Ihr's? —, das ich sehr stark empfand, aber nicht beschreiben kann, ihre Geschichte interessanter machten, als sie an sich selbst war. — Denn in der That, meine Herren, Ihr habt Recht, es war (Dank sei Euern Bemühungen!) ein sehr alltägliches Märchen. — Ueberdies öffnete sich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein Wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und Ihr begreift, daß eine solche Kleinigkeit in gewissen Umständen keine Kleinigkeit ist.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber Euch kann es unmöglich so sein. Ich lasse mir und Euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünsche im Vorbeigehen, daß alle Erzähler — Dichter oder Geschichtschreiber — die Gütigkeit haben möchten, sich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

XVI.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daß sie mir in dieser nämlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem so verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen sei.

Ich denke, ich könnte diese Lücke Eurer eignen Einbildungskraft auszufüllen überlassen. Wenn Ihr Euch vorstellet, daß Glykon sie endlich seiner neuen Buhlschaft zu Gefallen an einen seiner Freunde, — Dieser, weil sie ihm nicht wohl begegnete, an einen Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einen Mädchenhändler verkauft habe, dem sie, da er sie wieder an einen alten Seefahrer von Ephesus gegen levantische Waaren austauschen wollte, gestern Nachts entlaufen sei und sich den folgenden Tag über unter den Ruinen eines alten, eingefallenen

Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder so was dergleichen, — so hättet Ihr nahezu an die Wahrheit gerathen.

Dem sei, wie ihm wolle, die junge Lais befand sich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu sein, mich ihrer, so gut ich immer könnte, anzunehmen. Ich war damals nicht viel reicher, als ich dermalen bin. Mitleiden und guter Rath war das Beste, womit ich ihr dienen konnte.

Vielleicht kann das, was ich ihr sagte (wenn anders eine Abschrift dieser Schreibtafel auf die Nachwelt kommen sollte), in vielen Jahrhunderten einem jungen Geschöpfe nützlich sein, es sei nun, daß sie sich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Personen ihres Geschlechts und Alters, — in der Ungewißheit, was sie mit ihrem Herzen anfangen solle, — befinde. In dieser Voraussetzung widme ich hiermit den nächstfolgenden Abschnitt dem schönern und zärtlichern Theil der Nachwelt zu behutsamem Gebrauch, mit der Bitte, die Philosophie, die ich sie darin lehre, für sich allein zu behalten und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das Geringste davon merken zu lassen.

XVII.

„Das Vergangene," sagte ich zu dem Mädchen, „war die Folge des Unglücks, die schöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe Dich, es in jeder andern Absicht zu vergessen, als insofern Deine Erfahrung Dir fürs Künftige nützlich sein kann. Dies allein muß nun Dein Augenmerk sein; es wird meistens von Dir selbst abhangen. Ein so schönes Geschöpf, — ich konnte mich nicht verhindern, sie auf die Stirn zu küssen, indem ich es sagte, — ist ganz gewiß zu etwas Besserm gemacht, als einem Glykon zum Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für Dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber launisch, wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern."

„Es hat den Anfang damit gemacht, daß es mich in Deine Hände fallen ließ," sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuß?

„Deine Zukunft," fuhr ich fort, „wird von dem Gebrauch

abhangen, den Du von dem Einen und dem Andern machen wirst. Weil es Namen von schlimmer Vorbedeutung giebt, so wollen wir immer damit anfangen, Deinen Namen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich Dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) großmüthig genug sein wird, Dich unter der Aufsicht einer alten Freigelassenen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo Du, mit Allem versehen, was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am Ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es giebt eine gewisse Art, sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In Kurzem werden die Liebhaber so dicht wie die Bienen um einen Rosenstrauch um Deine Hütte flattern.

„Ihre Absicht — merke Dir's wohl, gutes Mädchen! — ist weder schlimmer noch besser, als Dich so wohlfeil zu haben als möglich; die Deinige muß sein, Dich so theuer zu verkaufen, als Du kannst. Dein eigenes Herz wird Dir hierin vielleicht am Hinderlichsten sein. Wehe Dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenstand gerührt würde, wobei nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine Schöne hat tausend Dinge zu verschenken, die von keiner Erheblichkeit sind; aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben. So lange Du dieses Palladion erhältst, wirst Du unbezwinglich sein. Bemühe Dich, allen Deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne einen zu begünstigen. Theile die Gnaden, die Du, ohne Dir selbst zu schaden, verschenken kannst, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick sei schon eine große Gunst; und den Zwischenraum vom gleichgiltigen zum aufmunternden und von diesem zum zärtlichen fülle, wenn es sein kann, — und ich dächte, ein schönes Mädchen sollte es können — mit hundert andern aus, die stufenweise sich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte Dich, bei diesem Spiele Deine Absicht merken zu lassen; das wäre so viel, als wenn Du sie warntest, sich in Acht zu nehmen. Gleich schädlich würde es sein, wenn Du die Meinung von Dir erwecktest, als ob Dein Herz nicht gerührt werden könne. Lass' einem Jeden, der es werth zu sein scheint, einen Strahl von Hoffnung, daß es möglich sei, Dich zu gewinnen; aber dabei richte alle Deine Bewegungen so ein, daß es immer in Deiner Macht bleibe, Denjenigen zu begünstigen, der zärtlich und schwach genug ist, sich und sein

Glück Deinen Reizungen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohlverstanden, daß, nach bedächtlichster Abwägung aller Umstände, der Mann und sein Glück das Opfer werth sei, das Du ihm dagegen von Dir und Deiner Freiheit machst. Einen solchen, wenn die Wunde, die ihm Deine Augen geschlagen haben, zu schwären anfängt, kannst Du mit gehöriger Vorsicht merken lassen, daß Du fähig bist, zärtlich zu sein. —

„Aber mir fällt auf einmal ein, daß Du mir sagtest, Du könntest nicht zärtlich sein."

Sie erröthete — „Ich glaubte es," flüsterte sie.

„Ich nicht," sagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen sah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in diesem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

„Willst Du nicht fortfahren, zu reden?" sagte sie.

„Ich muß vorher wissen, ob Du zärtlich sein kannst."

„Und wenn Du es wüßtest?" —

„So muß ich wissen, wie sehr Du es sein kannst."

Ihr Mantel hatte sich, indem sie ihn um ihre Knie zusammenzog, oben ein Wenig aufgethan. — Eine süße Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damals fünfundzwanzig Jahr alt.

Seine Neugier hätte nun schweigen sollen. — Hatte sie nicht Ursache dazu?

XVIII.

O Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, so stark der Abfall ist, — nur der Herr eines kleinen Meierhofes, der für Dich und mich groß genug wäre, der einen Garten hätte und ein kleines Feld, uns zu nähren, und Gebüsche, unser Glück vor den Augen des Neides zu verbergen!

XIX.

Es ist ein schwaches Ding, lieben Leute, um unser Herz. Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich muß den Mann, der das nicht verstehen kann oder nicht verstehen will, — bedauern oder verachten.

Indessen wollte ich, daß sich die Schönen warnen ließen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemals zu versichern, daß sie sich für unfähig hielten, bis auf einen gewissen Grad gerührt zu werden.

Ein sanfter Schlummer unterbrach die Unterweisungen des Freundes und die Lehrbegierde des Mädchens.

XX.

Wie schwer hast Du Dir's gemacht, allzu schwacher Schüler des weisen Antisthenes, in Deiner Unterweisung fortzufahren, wo Du sie gelassen hattest!

„Liebste Glycerion," sagte ich endlich — „so sehr ich Dich liebe, so muß ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Hasses haben soll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr sehen."

„Nicht mehr sehen? — Und warum nicht?"

„Weil meine Gegenwart Deinem künftigen Glücke hinderlich wäre."

„Was für einem Glücke? — Ist's Dein Ernst? Kannst Du an unsre Trennung denken?"

„Ich muß! Meine Umstände — —"

„Werd' ich Deinem Glücke schädlich sein, Diogenes?"

„Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich wär' es, der dem Deinigen im Lichte stände."

„Wenn dies Dein Beweggrund ist, so höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünsche mir kein andres Glück, als bei Dir zu sein. Du verdienst eine Freundin, an deren Busen Du die

Ungerechtigkeit des Glücks und der Menschen vergessen kannst. Denke nicht, daß ich Dir zur Last fallen werde; ich kann weben, sticken, spinnen —" Vortreffliches Geschöpf! — Lange widersetzt' ich mich. Aber Glycerion blieb entschlossen.

Sagt nun, Ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hatt' ich mich geirrt, da ich die Zeichen einer schönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beschworen den Bund ewiger Freundschaft. Wir entfernten uns von Athen. Die Welt wußte nichts von uns, und wir vergaßen der Welt. Drei glückliche Jahre — Meine Augen lassen mich nicht fortfahren. —

XXI.

Sie ist nicht mehr, die zärtliche Glycerion — mit ihr verlor ich Alles, was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab ist das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiß den Ort als ich. Ich habe ihn mit Rosen bepflanzt, die so voll blühen wie ihr Busen und nirgends so lieblich düften. Alle Jahre im Rosenmonde besuch' ich den geheiligten Ort. Ich setze mich auf ihr Grab, pflücke eine Rose — „So blühtest Du einst!" denke ich — und zerreiße die Rose und verstreue die Blätter auf dem Grab' umher. — Dann erinnr' ich mich des süßen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab herabrollt, befriedigt den geliebten Schatten.

XXII.

Wenn Ihr nicht gerührt seid, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es Euch. Ihr habt keine Glycerion verloren — oder habt keine zu verlieren — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiß ein hübsches Märchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es Euch belustigen. Es steht Euch von Herzen zu Dienste.

Aber da kommt der gute Xeniades und nimmt mir die Schreibtafel.

XXIII.

„Du bist eine so gute Art von Sterblichen!“ sagte Xeniades, nachdem er die Geschichte der Glycerion gelesen hatte. „Ich kann es nicht ausstehen, daß Dich die Welt in einem falschen Lichte sehen soll.“

D. Und warum sieht sie mich in falschem Lichte?

X. Vergieb mir, mein Freund; ich ehre Dich so herzlich, daß ich mich selbst überzeugen möchte, Du habest keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xeniades? — Bin ich nicht ein Mensch? Darf ich nicht so gut Thorheiten und Fehler haben als Andre?

X. Du willst mich nicht verstehen, Diogenes —

D. Ich verstehe Dich wol, aber ich kann eine gewisse Art von Gleißnerei nicht leiden, die ich in unsrer Familie — ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha — herrschen sehe. Ist die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menschlichen Natur, so gesteht Jedermann, daß er die seinigen auch habe, daß er deren viele habe. Aber gebt diesen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Namen, leset das ganze Register von Stück zu Stück ab und haltet bei jedem Umfrage, so wird sich kein Mensch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich hasse sie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgiltig scheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Man nennt mich deswegen einen Sonderling, und wer nicht so höflich sein will, einen Narren. — Gut! Ich bekenne mich dazu. Das ist nun meine Schellenkappe. Schadet sie Jemandem? — Ich sehe ganz Korinth mit Thorheiten und Lastern erfüllt, die ihren Besitzern, andern ehrlichen Leuten und dem gemeinen Wesen selbst verderblich sind. Man sieht ihnen ruhig zu, und mir will man nicht zwei oder drei Grillen zugestehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeißfliege Schaden hat!

X. Aber das wirst Du mir doch eingestehen, daß ein vortrefflicher Mann es desto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Gesetzt, Xeniades, daß dies möglich wäre, so ist die Frage, ob eine so große Vollkommenheit nicht das unfehlbarste Mittel wäre, sich einen allgemeinen Abscheu zuzuziehen? Wehe

dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu sein! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge verzeihen können? Er muß sich die Freiheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius der Thorheit dieser sublunarischen Welt versöhnt und den übrigen Thoren das Recht giebt, sich über ihn lustig zu machen. — Aber wirklich räum' ich Dir schon mehr ein, als ich schuldig bin, mein lieber Xeniades, indem ich Dir zugebe, daß Dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, so schlechthin Thorheit oder Grille sein müsse. Ich bin bereit, wenn Du gerade nichts Bessers zu thun hast, Dir das Gegentheil zu beweisen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinthier an mir aussetzen, und ich will Dir sagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie sagen zum Beispiel: „Diogenes sucht aus Hochmuth was Besondres darin, sich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen andern Leuten zu unterscheiden."

D. In allen diesen Punkten handelt er nach seinen Grundsätzen; er sucht also nichts — als mit sich selbst übereinzustimmen; und das ist freilich sonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinthier dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens so zuverlässig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt streiten, wo es so schwer ist, einander zu überzeugen. — Gesetzt, sie hätten Recht, so hieße das weder mehr noch weniger, als ihr Hochmuth finde nicht gut, daß der meinige eine andre Maske trage als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht Eure reichen Wollüstigen selbst für ihren eigenen Vortheil besser thun, wenn sie wenigstens in der Mäßigkeit meinem Beispiele folgten? Wie Viele von ihnen befinden sich bei der wohlschmeckenden Giftmischerei ihrer Köche so wohl, als ich bei der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen Allen, wenn er dem Komus nur zehn Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärke und Geschmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen sind, gemacht werden sollen?

Diese äußerste Mäßigung hat, nachdem ich ihrer einmal gewohnt bin, nichts Beschwerliches mehr für mich und verschafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem schalen Vergnügen,

meinen Gaumen zu kitzeln, gewiß in keine Vergleichung kommen. Denn seitdem ich diese Lebensart führe, die Euch so armselig vorkommt, bin ich immer munter und zu Allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbewölkt, meine Vernunft unbefangen, mein Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir zu Gebot, und es hängt nicht von meinem Magen ab, ob ich ein Genie oder ein Dummkopf, ein angenehmer oder ein unerträglicher Gesellschafter für mich selbst und Andere sein soll. Die Schönheiten der Natur verlieren ihren Reiz nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost ertragen, hungern und dursten, Wind und Wetter ausdauern, so lang' es die Natur eines Menschen ausdauern kann. Kurz, ich bin zu Erduldung aller Arten von Arbeit und Schmerzen geschickter und empfinde das Reizende der Wollust selbst desto lebhafter, je seltener ich sie koste. Lass't Eure verzärtelten, mädchenhaften, nervenlosen, wetterlaunischen, kränkelnden und schmachtenden Sybariten, denen ein geknicktes Rosenblatt auf ihrem weichlichen Lager schon Schmerzen macht, lass't sie herbeischleichen und sich in allen diesen Stücken mit mir messen! — Es ist übrigens nicht mehr als billig, mein lieber Xeniades, als daß es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vortheile über uns Andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun sprich selbst, sollte ich, dem Nasenrümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigner Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so Unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn Jedermann nach Deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen, — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sei nicht blos, daß wir leben, sondern daß wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es ließe sich vielleicht Manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob Alles in der Welt um unsertwillen gemacht sei. Der Schluß, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht," ist offenbar falsch; denn ich kann zum Exempel einen

Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloßen Gebrauch, den wir davon machen, schon mißbrauchen. — Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab' es auch zu Beantwortung Deines Einwurfs nicht vonnöthen. Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke mit allen Schöpfungen der Kunst (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann) zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt, so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Zungen, von allerlei Classen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit eingeladen hätte. Natürlicherweise würde er recht daran thun, so vielen und mannichfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und Alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle Dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem, was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte und, ohne zu bedenken, daß nicht Alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur einen Magen hat, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, Alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte — was würdest Du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst Du, daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde?*)

X. Die Antwort giebt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die ihre Speisen aus allen Elementen und Himmelsgegenden zusammensuchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Lass't einen Jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen, so werden wir Alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns Alle wohl befinden, und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre Alles, was daraus entstände, wenn Jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sei immer unbesorgt, Xeniades!

*) Die Leser Lucian's werden sich erinnern, wem diese Stelle zugehört.

Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daß die dermalige Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen Fall setzen, daß mein Beispiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem System zu bekehren, meinst Du, daß es desto schlimmer für sie wäre? — Ich habe gute Lust — Aber, was ist's? Hörst Du nicht ein ängstliches Geschrei vom Ufer her? — Ich will Dir meine Republik schuldig bleiben, Xeniades — ich muß sehen, was es ist.

XXIV.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Ufer umschlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Person gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben schien, das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich sprang ins Wasser — Anständigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an, das Leben einer menschlichen Creatur zu retten.

„Es war also eine Weibsperson?"

Ich kann nichts dazu, daß es so war; indessen — glaubt mir's oder nicht — dacht' ich in diesem Augenblick nicht mehr daran als an den Mann im Monde. — Ich lud sie auf meinen Rücken und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davonzugehen, wäre unartig gewesen; man muß nichts Gutes halb thun. Ich trug sie also bis zum nächsten Grasplatze, der mit einigen Gebüschen bewachsen war.

Ihr könnt Euch vorstellen, daß ich während Allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daß die Frau eine schöne Frau war. Interessirt sie Euch nun weniger, seitdem Ihr das wißt? — Es ging mir wie Euch.

Inzwischen war ich noch immer ohne Mantel. Die schöne Frau und die Sorge, sie wieder zurechtzubringen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich nicht auf mich selbst Acht geben konnte — bis sie die Augen zu öffnen anfing.

Ich wollte wetten, daß sie nicht viel gesehen haben konnte, so schnell schloß sie die Augen wieder zu. Die Verwirrung,

womit sie es that, machte mich stutzen, und jetzt ward ich erst gewahr, daß ich ohne Mantel war.

Ich erzähle Euch die Sache mit allen ihren Umständen, wie sie war, ohne das Geringste zu verschönern. — „Ruhe indessen hier an der Sonne und trockne Dich, so gut Du kannst," sagte ich; „ich gehe einen Augenblick, meinen Mantel zu holen; denn ich will und muß Deine Augen sehen und hören, wozu ich Dir noch weiter gut sein kann."

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indessen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet und war im Begriff, sich hinter dem Gesträuche auch der übrigen zu entladen. Ein großer Busch hinderte sie, mich gewahr zu werden, ungeachtet sie immer schüchtern um sich sah.

Ich blieb stehen, und — sah ihr zu. Ich sage Euch weiter nichts davon, als — daß ich unter hundert jungen Menschen neunundneunzig und einem hätte rathen wollen, anderswohin zu sehen oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von funfzig Jahren, der seit mehr als zwanzig von Salat, Bohnen und Wasser lebt, darf eine jede schöne Statue ansehen, sie mag nun aus den Händen eines Alkamenes oder der Natur selbst gekommen sein.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte sich darein ein, setzte sich an die Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, und schien sich umzusehen, wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorschein. Sie erröthete, schlug die Augen nieder und sah wie eine Person aus, die in Verlegenheit ist. „Ich komme wieder, schöne Fremde," sagte ich (hier klärte sich ihr Gesicht ein Wenig auf, aber die Röthe nahm zu), „um zu vernehmen, worin ich Dir weiter dienen kann."

Sie schwieg eine Weile. „Wolltest Du mir," sagte sie endlich, „den Gefallen thun und sehen, was aus einer alten Frau geworden ist, die bei mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe, sie ist gerettet."

Ich flog nach dem Ufer. — Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte Niemand Nachricht geben. Die schöne Frau weinte, da ich ihr diesen Bericht brachte; sie lief selbst ans Ufer, bat die Schiffer, ihre Amme aufzusuchen, versprach Belohnungen und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiste, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerksamkeit eine andre Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu

und war mit Kleidern und tausend Sachen, die zur Rüstung einer schönen Frau gehören, bepackt. Zum Glücke war Alles unbeschädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Gesicht; — es war ein sehr liebliches Gesicht, das versichr' ich Euch. Aber die Amme fand sich nirgends, und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet, daß sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Namen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir, und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Male schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. „Ruhe wohl, schöne Fremde!" sagte ich und ging fort.

XXV.

Nun frage ich alle ehrlichen Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber (die Zwitter und Castraten mit eingerechnet), „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr Aergerliches ist?"

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt, wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst oder die schöne Frau oder Beide zusammen uns anders hätten betragen *sollen*, als wir thaten.

Indessen höret, was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar; man sprach drei Tage lang von nichts Anderm als von *Diogenes und der schönen Frau*; man erzählte einander die Geschichte; Jedes verschönerte etwas daran oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigner Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man *urtheilte* auch darüber; man *untersuchte*, was Diogenes und die schöne Frau *gethan* hatten, was sie *nicht* gethan hatten, aus was für *geheimen* Bewegursachen und zu welchem *Zwecke* sie es gethan hatten; was sie unter diesen oder andern gegebenen Umständen hätten thun *können* oder thun *sollen* u. s. w. Man sprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin

aus: „daß Diogenes in dieser ganzen Sache weder als ein weiser noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe.“ —

Eine alte Dame fand sehr übel, daß er seinen Mantel so spät geholt hätte. „Was für eine Unvorsichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindesten Namen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergessen seiner selbst so weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe sie sich noch erholt hatte, ans Ufer hinlegen und erst, nachdem er seinen Mantel wieder umgehabt hätte, an einen bequemern Platz tragen sollen.“

„Sie sind sehr gutherzig, Madam,“ sagte eine Andere; „sehen Sie denn nicht, daß man etwas mit gutem Bedacht vergessen kann? — und daß es ihm gemüthlich sein mochte, an das Nothwendigste nicht eher zu denken, als bis es zu spät war?“

„Bei den Eleusinischen Göttinnen,“ schwor eine Dritte, „er hätte sich nicht mehr vor mir sehen lassen dürfen, wenn ich die Fremde gewesen wäre!“

„Vermuthlich,“ nahm die Vierte das Wort, „war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturstande lebt.“

„Oder sie sah ihn für einen Satyr an,“ — sagte die Fünfte, eine große dicke Frau, welche die Miene hatte, sich vor zehn Satyrn nicht zu fürchten.

„Ich weiß nicht, warum Sie rathen mögen,“ sprach die Sechste. „Ich denke, die Sache spricht von sich selbst. Wenn es nun der Geschmack dieser Dame so ist? Allen Umständen nach war es ohnehin so eine Dame von — den Damen, bei denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen so gar regelmäßig begegnet oder nicht.“

So urtheilten die Damen von der ersten und zweiten Classe zu Korinth, die Priesterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, sondern sich nur nach allen Umständen erkundigten und, da sie hörten, daß er ohne Mantel gewesen, als die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Gesellschaften wurde die Sache aus einem andern Gesichtspunkt erörtert.

„Warum erstreckte sich seine Dienstfertigkeit nur auf die schöne Frau? Warum ließ er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie mußte doch, wie der Erfolg zeigte, seiner Hilfe ebenso sehr benöthigt gewesen sein!“

„Die Frage ist um so begründeter," setzte ein Andrer hinzu, „da sich vermuthen läßt, daß die schöne Frau auch ohne seine Hilfe das Ufer würde erreicht haben."

„Sie sind streng, meine Herren," sprach der Dritte; „als ob es nicht natürlich wäre, sich lieber um eine schöne junge Frau als um ihre alte Amme Verdienste machen zu wollen, ha, ha, he!" — Der Mann lachte über seinen guten Einfall — „Ha, ha, he!" —

„Zumal," fügte ein Vierter mit einer spitzfindigen Miene bei, „da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymphe in puris naturalibus hinter eine Hecke zu gehen."

„Ich weiß von guter Hand," ließ sich ein Fünfter vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, „daß sie über zwei Stunden allein bei einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche seinen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürren Aste gegen die Sonne haben hangen sehen."

„Ich denke nicht gern das Aergste," sprach ein Priester Jupiter's, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emphatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — „Aber so wie die Menschen einmal sind, hör' ich nicht gern von großmüthigen Handlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumal ein junges und schönes Frauenzimmer, dabei im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Classe so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wol wissen, warum eine schöne Frau, insofern sie eine schöne Frau ist, liebenswürdiger sein sollte als ihre Amme? Ist die Amme nicht ebensowol ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nämlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht in vorliegendem Falle die Eine so hilfsbedürftig als die Andere? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wahren Werth der Menschen bestimmt? Und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr Anspruch an Frömmigkeit und Tugend als eine alte oder häßliche? — Natürlicherweise ist eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er weise ist, — und das muß er sein, oder seine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr, zu straucheln, — würde in einem solchen Falle, wo er unter Beiden wählen müßte, sich um so mehr

für die Amme bestimmt haben, je reiner bei dieser seine Bewegungsgründe sein konnten, je erbaulicher das Beispiel gewesen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabei für seine eigene oder ihre Tugend zu besorgen gehabt hätte."

Vergieb mir, Vater der Götter und Menschen! — aber es ist mir unmöglich, Deinen Priester länger so gravitätisch — Unsinn sagen zu hören. — Du sollst Recht haben, Priester Jupiter's! Es ist nicht abzusehen, warum eine schöne junge Frau liebenswürdiger sein sollte als ihre Amme; sie ist gar nicht liebenswürdig! — Die Tugend der alten Amme, das ist die Sache! Welch ein Kleinod! Dieses hätte gerettet werden sollen! Lass't immerhin die schönen Frauen ertrinken! Was ist daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabei! Die Versuchungen vermindern sich; was für Beispiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären! — Diogenes hat weder als ein weiser noch tugendhafter Mann gehandelt; man giebt Dir Alles zu, was Du willst, Priester Jupiter's — nur schweige!

XXVI.

Ohne Ruhmredigkeit, das vorhergehende Capitel ist eines von den lehrreichsten, die jemals geschrieben worden sind, und ich rathe Euch wohlmeinend, es mehr als einmal mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu überdenken. Ein nur mittelmäßig scharfsinniger Leser wird daraus mit geringer Mühe die Regeln verschiedener von den brauchbarsten und nützlichsten Künsten abstrahiren können, — als da sind: die Kunst, mit guter Art zu verleumden, — die Kunst, Begebenheiten in ein falsches Licht zu stellen, ohne an den Umständen etwas Andres als Zeit und Ort zu ändern, — die Kunst, einer gleichgiltigen und unschuldigen Sache einen Anstrich von Aergerlichkeit zu geben, — die Kunst, individuelle Lügen durch allgemeine Wahrheiten aufzustutzen, — lauter Künste, die einen sehr ausgebreiteten Einfluß in das gesellschaftliche Leben haben und von einer solchen Art sind, daß Diejenigen, welche es darin auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig so geheim damit thun als gewisse Aerzte

mit ihren Arcanis, weil sie den Nutzen, der daraus zu ziehen ist, für sich selbst behalten wollen. — Ich wiederhol' es, es ist viel daraus zu lernen!

XXVII.

Ich gestehe Dir, Xeniades, ich unterlag der Versuchung, mich an der großen dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kennst ja die Lysistrata, die Gemahlin des albernen Phokas? — Ich ging an einem dieser Tage um die Zeit der Mittagsruhe zu ihr. Die Hitze war sehr groß. Ich fand sie in einem kleinen Saal ihres Gartens auf einem Faulbettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mittelding von Knabe und Jüngling, der einem Maler die Idee zum schönsten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem großen Luftfächer neben ihr und zog sich zurück, wie ich hineintrat. Ich sagte ihr, daß ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine bessere Meinung bei ihr zu setzen, als worin sie, unwissend warum, das Unglück hätte bei ihr zu stehen.

Sie schien nicht zu begreifen, was ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniß nach und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht, ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. „In der That," setzte ich hinzu, „wünschte ich zu wissen, wie Lysistrata in den nämlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?"

„Es ist meine Schuld nicht, daß die Gesetze des Wohlstands so streng sind," sagte sie —

„Redest Du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der blos von der Meinung der Leute abhängt?"

„Ich verstehe mich nichts auf Eure Distinctionen," erwiderte die Dame. — „Jedermann weiß, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub' ich, überein, daß es gewisse Regeln giebt, von denen man sich nicht loszählen kann, ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen."

„Du zielest vermuthlich auf den Umstand, daß ich ohne Mantel war, wie die Dame zum ersten Mal die Augen auf-

schlug. Ich gestehe, es war nicht nach den Regeln; allein die Umstände müssen mich entschuldigen, und ich dachte in der That an nichts Böses."

„Die Rede ist nicht von dem, was Du dachtest, sondern was Du thatst," sagte sie lächelnd.

„Ich wollte für nichts stehen, schöne Lysistrata, wenn ich mich mit einer so reizenden Frau, als ich jetzt vor mir sehe, in so seltsamen Umständen befände."

„Ich sehe nicht, warum Du mich ins Spiel ziehen willst?" versetzte sie erröthend, indem sie ihr Halstuch, welches ein Wenig in Unordnung war, so nachlässig zurecht machte, daß das Uebel merklich größer wurde, als es gewesen war.

„Aber im Ernst, schöne Lysistrata, würdest Du fähig gewesen sein, einem Menschen, der Dir das Leben gerettet hätte, eine solche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendste Sache von der Welt."

„Nicht so sehr, als Du Dir einbildest." —

„Aber warum das? — Ich müßte mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daß ein Zufall dieser Art, wobei weder auf der einen noch andern Seite die mindeste Absicht war, fähig sein sollte, sie aus ihrer Fassung zu setzen."

„Wer sagt auch das? — Ich wollte nicht, daß Ihr Euch für so gefährlich hieltet; aber was würde aus der Achtung, die man uns schuldig ist, werden, wenn wir so geneigt wären, wie Deine Fremde, dergleichen Freiheiten, so wenig auch Absicht dabei sein möchte, zu verzeihen?"

„Vielleicht, schöne Lysistrata, sah sie ihren Retter für einen Satyr an, von dem sich kein so zartes Gefühl erwarten läßt?"

Sie erröthete zum zweiten Male. — „Du bist boshaft, Diogenes," sagte sie, indem sie sich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daß diese Bewegung die Draperie ihres linken Fußes in eine gewisse Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, so wie sie auf dem Ruhebette lag, zwar ein desto malerischeres Ansehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche sie, nach der Präsumtion, die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen gesonnen war.

„In der That, Lysistrata," sagte ich, „einem Satyr ist Vieles erlaubt, was man einem Andern nicht vergeben würde." — Die Richtungslinie meiner Augen hätte sie aufmerksam machen

sollen, wenn sie weniger zerstreut gewesen wäre. — „Ich wollte Dir zum Beispiel nicht rathen, schöne Lysistrata," fuhr ich nach einer kleinen Pause fort, „Dich mit Vorsatz in die Stellung zu setzen, worin ich Dich wirklich sehe, wenn Du Dich in der mindesten Gefahr glaubtest, von einem Satyr überrascht zu werden."

„Wer sollte sich einfallen lassen," sagte sie, indem sie sich mit einer angenommenen Verwirrung in sich selbst hineinschmiegte, „daß die Philosophen für solche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du trauest mir doch zu, daß ich nicht daran dachte, Deiner Weisheit Zerstreuungen zu geben?"

„Ich weiß nicht, was Du dachtest; aber ich weiß, was ich zu thun hätte, wenn ich Dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugestehen."

Die Dame sah mich mit einem kleinen Erstaunen, das nichts Abschreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in meinen Augen zu suchen schien, ob ich wirklich so viel fühle, als ich sagte.

„Da Alles seine Grenzen hat," fuhr ich mit einem großen Seufzer fort, „sollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu sehr, schöne Lysistrata, als daß ich nicht wünschen sollte, Dich davon überzeugen zu können."

Ich gab in diesem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht als die Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunica. — Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, und ihr mit Gewalt aus seinen Fesseln sich drängender Busen hätte mich selbst beinahe aus meiner Fassung gesetzt.

„O reizende Lysistrata," rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne, sie zu umarmen, — „warum kann ich Dir nicht eine gelindere Denkungsart einflößen! Die strenge Tugend, von der Du öffentlich Profession machst, — ich verehre sie, — sie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich Dich lieben, wenn Du fähig wärest, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der Dir so anstößig gewesen ist! Wie bald könntest Du das, wenn Du nur selbst fähiger wärest, eine Schwachheit zu begehen!"

„Ich verstehe Dich in der That nicht," sagte sie; „aber — Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du mich allein lassen wolltest."

„Kannst Du im Ernst einen so grausamen Gedanken haben?"

sagte ich in einem tragischen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes setzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daß die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen," sagte sie.

„Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt," rief ich; „ich möchte unsinnig werden, daß ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von Deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!"

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

„Du siehst, allzu reizende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu sein, als ich aussehe. Aber gestehe mir, würdest Du nicht selbst so gut betrogen worden sein als meine Fremde?" —

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daß ich schwach zu werden anfing, und stand auf. —

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts als den Namen Diophant, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger sein sollte als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. „Ich hoffe, Lysistrata," sagte ich, „daß ich Dich mit der Gewißheit verlassen darf, Dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden beigebracht zu haben. Der ehrwürdige Diophant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich Dich verlasse, zu bearbeiten, daß es unbillig wäre, ihn nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche!" — Und damit ging ich fort, ohne eines Blicks oder einer Antwort gewürdigt zu werden.

„Ich begreife nicht," sagte Xeniades, „wie Du so viel Gewalt über Dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die Dir wenigstens so beschwerlich sein mußte als der Dame selbst."

„Du kannst nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich diese Gleißnerinnen hasse! — so sehr, als ich Unschuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, sie die ganze Verachtung, die sie

verdiente, fühlen zu lassen, machte mich zu Allem fähig, ungeachtet ich Dir gestehe, daß eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich sie so schrecklich leiden sah, beinahe einen Streich gespielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde."

XXVIII.

Wer es nicht selbst oder doch etwas Aehnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied ist, nach dem Hafen zu gehen, weil man da zu thun hat oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehn Jahre auf eine Galeere schmieden zu lassen.

Ich selbst habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden als dieser Tage, da ich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölz gerieth, welches sich nicht weit von Neptun's Tempel längs dem Ufer hinzieht und, wie Ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist.

Indem ich nichts weniger dachte, als auf eine alte Bekanntschaft in dieser wilden Gegend zu stoßen, erblickte ich einen Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohläugig, kurz, mit allen Attributen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Handvoll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichtem Zwieback seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh ich diese Stadt zum letzten Mal verließ, ein Vermögen von wenigstens achthundert attischen Talenten von einem alten Wucherer, dessen einziger Sohn zu sein er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

„Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein, bei einer so frugalen Mahlzeit?" — sagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter!" rief er seufzend, „diese Zeit ist vorbei, Diogenes! — denn Der bist Du, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen."

„Ich wünsche, daß sie Dich nie mehr getäuscht haben mögen," versetzte ich.

„Du kommst sehr gelegen; ich wollte Dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in Deine Schule zu begeben.“

„So hast Du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich halte keine Schule.“

„Ich werde also Dein erster Schüler sein. Ich will von Dir lernen, wie Du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin Du schon so viele Jahre lebst, glücklich zu sein.“

„Und wozu wolltest Du diese Wissenschaft nützen?“

„Wozu? — Ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten.“

„Ich sehe wol, daß einige Veränderung in Deinen Umständen vorgegangen sein muß.“

„Eine sehr große, bei allen Göttern, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen —“

„Ohne Zweifel hattest Du auch Bildsäulen, Gemälde, persische Tapeten, goldene Trinkgefäße, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —“

„Die hatte ich, beim Jupiter! die hatte ich, und besser als Jemand zu Athen.“

„Ich bedaur' es.“

„Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich sie nicht mehr habe.“

„Beides! Aber durch was für Unglücksfälle —“

„Ich will Dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, — auch ist es mein einziger Trost, daß ich meine Reichthümer doch genossen habe! — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, Buhlerinnen haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehn glückliche Jahre, — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu.“

„Und diese freundlichen Götter halfen Dir in zehn Jahren ein Vermögen von achthundert Talenten verschlingen?“

„Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüste zu vertauschen. Ich gesteh' es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft.“

„Und jetzt, da Du gezwungen bist, an sie zu denken, was sind Deine Anschläge?"

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen."

„Du wirst Dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmählern Freunde gemacht haben?"

„Freunde, so viel Du willst; aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich Keiner mehr."

„Das hättest Du in der Akademie — oder, weil Du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warst, von zwanzig ehmaligen Glücklichen, welche sich bei Dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigne Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die Du Dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden sein, wenn Dir irgend eine wohlthätige Gottheit Dein verlornes Vermögen wiedergäbe?"

„Welch eine Frage! — Leider kenne ich nur keine so freigebige Wesen." —

„Du irrst, Bacchides; der Fleiß ist dieser hilfreiche Gott! Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will."

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt sein, und ich — ich habe nichts gelernt."

„Ich will zugeben, daß Du keine Kunst verstehst, die Dich nähren könnte; aber Du hast Verstand, Du kannst reden; — widme Dich der Republik, bewirb Dich um das Vertrauen der Athener!" —

„Du scherzest gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eignes Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?" —

„Es dürfte schwer halten."

„Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will."

„In Deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicherweise kein andres Mittel, sich emporzuschwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber Du kannst ja Kriegsdienste nehmen."

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterstützung oder persönliches Verdienst."

„Wolan! wenn Dir von dem Allen nichts gefällt, so sind noch andre Auswege übrig — sie sind nicht so ehrenhaft; aber wo man so wenig Wahl hat — zum Beispiel reiche Damen, die zu den Jahren gekommen sind, wo man den Werken der goldnen Venus entweder entsagen oder seine Liebhaber erkaufen muß — Du schüttelst den Kopf?"

„Ach, Diogenes! Auch diesen armseligen Ausweg hab' ich mir gesperrt. — Die Damen, von denen Du sprichst, fordern viel; — Du kannst Dir doch einbilden, daß ein Mensch, der in zehn Jahren achthundert Talente durchgebracht hat, zu keinem solchen Amte taugt." —

„O die Vortheile des Reichthums! — Ich gestehe Dir, ich bin am Ende meiner Anschläge."

„Du hast das Alles nicht nöthig, wenn Du mich lehren willst, wie Du es machst, um in ebenso dürftigen Umständen als die meinigen so glücklich zu sein, wie Du es wenigstens zu sein scheinst."

„Ich bin es in der That; aber lass' Dir sagen, daß Du irrst, wenn Du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt Dich der Schein. Ich bin reich, mein guter Bacchides! — reicher, denk' ich, als der König von Persien — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Begnügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie Du mich siehst. Nicht selten reiß' ich, aus Mitleiden, oder um mir Bewegung zu machen, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand und mahle für ihn."

„Sonderbarer Mann!" — rief Bacchides aus.

„Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohlgestimmt sei. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — etliche Gran Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht desto schlimmer befinde, ohne Sorgen, ohne Leidenschaften, ohne beschwerliche Verbindungen, ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich sein? Ist nicht die ganze Natur mein, insofern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge, Du kennst diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu Allem dem hab' ich einen Freund."

„Indessen lebst Du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet und wohnst, wie man sagt, in einem Fasse." —

„Wenn Du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; — denn für unser Zwei ist meine Tonne zu enge. — Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager und einen breiten glatten Stein zum Tische."

„Ich nehme Dein Anbieten an, in der Hoffnung, daß Du großmüthig genug sein werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das Du besitzen mußt, um Dir einbilden zu können, daß Du reich und glücklich seist."

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — „Du sprichst ja, als ob Du Dir einbildest, ich trage Amulette oder magische Zeichen bei mir, welche diese Kraft hätten. Um Dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freilich lehren; aber um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu sein wie ich, muß uns die Natur eine gewisse Anlage gegeben haben, — die Du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es Dir bei mir, gut, — wo nicht, so wird uns der Zufall etwan einen andern Ausweg zeigen."

XXIX.

Hilf mir lachen, guter Xeniades; ich habe auf einmal meinen Gast und einen Schüler verloren.

Die erste Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homerische Ulysses selbst, da er an die phäakische Küste geworfen wurde, kein besseres Nachtlager, als ich ihm zubereitete. Man merkte wol, daß der Mensch auf weichen Polstern und Schwanenfellen zu liegen gewohnt war. — Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. „Höre," sagte ich, „die freundliche

Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt!" — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein Wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fing an, mit ihm zu philosophiren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in seinen jetzigen Umständen der glücklichste von der Welt sein könne, sobald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich; aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz anders interessirten als meine Philosophie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drei junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Mädchen saßen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daß die Eine so schöne Arme wie Juno, die Andre einen Wuchs wie eine Nymphe, und die Dritte ein Paar vielversprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich Dir jemals eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich im Nothfall nicht übel schicken würde, eine Demeter vorzustellen; aber damals war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides, ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen, die er machte. Eh ich mir's versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. „Ich habe einen Fund gemacht," rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — „Und was ist das für ein Fund?" fragte ich. — „Ein junger Mensch," sagte er, „der das Vergnügen liebt, oder, was ebenso viel sagt, der ein junger

Mensch ist, will sich diesen Abend mit seinen Freunden ingeheim ergetzen, und sein Vater, ein reicher Filz, soll nichts davon wissen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgeschickt, ihm einen bequemen Ort ausfindig zu machen; aber alle, die in den Vorschlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

„Ich sagte dem Sklaven, ich wisse eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er, es seinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu sich bitten lassen wird."

„Du bist erst vierundzwanzig Stunden hier," rief ich, „und kennst die Gelegenheiten schon! Darf ich fragen —?"

„Warum nicht?" fiel er mir ins Wort; „ich hoffe, Du wirst nicht so albern sein, eine Gelegenheit, satt zu werden und Dich zu belustigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unsers **Fischers** ist groß genug zu unserm Vorhaben. Der alte Mann ist weggegangen, seine Fische, ich weiß nicht wo, zu verkaufen. Das Mädchen mit den versprechenden Augen sagte mir ins Ohr, er würde erst übermorgen wiederkommen."

„Und wo sprachst Du sie?" fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da Du auf Deiner Streu ein Wenig Mittagsruhe hieltest. Die Mädchen sind so lebhaft wie das Element, an dem sie geboren wurden, wahre Nymphen! von der gefälligsten Art, denk' ich; und die Mutter scheint der Freude auch noch nicht entsagt zu haben."

„Du bist ein guter Beobachter, Bacchides," sagte ich; „und nun haben wir auf einmal **Dein Talent** gefunden. **Gelegenheit machen**, ist an einem Orte wie Korinth kein unergiebiges Handwerk und wirklich das einzige, das einem Manne von Deiner Art übrig bleibt. Ich sehe, daß Du meiner nun weiter nicht bedarfst; ich werde Dich den Weg, den Du gehen willst, allein machen lassen. — Gehabe Dich wohl, Bacchides! — Aber kaum kann ich Dir verzeihen, daß Du mich durch Deine neu angesponnene Intrigue um mein **Sommerhaus** bringst. Es hatte eine so schöne Lage! — Nun werd' ich es nicht mehr sehen; denn nicht Alles, was dem Bacchides anständig sein mag, geziemt dem Diogenes."

XXX.

„Ja, Philomedon, ich behaupte es: der elendeste Wasserträger in Korinth ist ein schätzbarerer Mann als Du! — Du wirst mir meine Freiheit vergeben, — oder wenn Du böse darüber würdest, so wirst Du mir doch erlauben, daß ich — nichts darnach frage.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte Philomedon mit trotziger Miene.

„Ich habe so wenig zu verlieren, junger Mann, daß es nicht der Mühe werth wäre, mich vor Jemand zu fürchten. — Fi, wer wollte böse darüber werden, wenn man ihm die Wahrheit sagt!“ —

„Unverschämter Geselle!“ —

„Du scherzest, Philomedon; die Wahrheit von dem, was ich sagte, fällt so stark in die Augen, daß Dich alle Deine Eigenliebe nicht blind genug machen kann, sie nicht zu sehen. Der Wasserträger, so ein armer schlechter Kerl er ist, nützt doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützest Du? — Komm, keinen kindischen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrst alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beinahe fünfhundert Drachmen auf jeden Tag.“

„Und es verdrießt Dich, daß Du es nicht auch so machen kannst, Diogenes, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse sein, wenn Du wolltest; aber dazu bist Du zu stolz.“

„Nicht eben zu stolz, Philomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverei gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigner Herr zu sein, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.“

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieße meines Reichthums, und Andre genießen ihn mit mir. Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluß. Ich habe nicht nöthig, erst zu erwerben, was mir das Glück freiwillig zugeworfen hat. Warum sollt' ich nicht ebenso gut mein eigner Herr sein dürfen als Du?“

„Der Schluß von mir auf Dich geht nicht an; der Unterschied ist zu groß zwischen uns. Du ziehst jährlich zwanzig attische Talente aus dem Staate, ich nichts.“

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom Staate; sie sind mein Eigenthum.“

„Beides geht mit einander. Sie sind Dein Eigenthum, es ist wahr, aber nur kraft des Vertrags, welcher zwischen den Stiftern der Republik getroffen wurde, da sie die erste Gütertheilung vornahmen. Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil unter der Bedingung, daß sie so viel, als in ihren Kräften wäre, zum Besten des Staats beitragen sollten. Dieser Vertrag dauert noch immer fort. Wer Vortheile aus dem Staate zieht, ist ihm auch Dienste schuldig."

„Ziehst Du etwa keine Vortheile aus dem Staate?"

„Welche zum Exempel?"

„Du lebst doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehst frei und sicher unter dem Schutze der Gesetze herum. — Rechnest Du das für nichts?"

„Es ist etwas, Philomedon, aber es ist doch nicht mehr, als mir die Korinthier schlechterdings schuldig sind. Das Wenigste, was ich nach dem Gesetze der Natur an sie zu fordern habe, ist, daß sie mich ungekränkt leben lassen, wenigstens so lang' ich ihnen nichts Böses zufüge."

„Warum sollten sie das mir nicht ebenso schuldig sein als Dir, ohne daß ich ihnen mehr Dienste zu thun brauche als Du?"

„Sie sind es auch; aber Du würdest übel zufrieden sein, wenn sie Dich damit abfertigen wollten. Du forderst noch gar viel mehr von ihnen. Andre müssen Deine Felder bauen, Andre Deine Heerden hüten, Andre in Deinen Fabriken arbeiten, Andre die Kleider weben, die Du anziehst, oder die Teppiche, womit Du Deine Zimmer belegst, Andre Deine Speisen bereiten, Andre den Wein pflanzen, den Du trinkst; kurz, Alles, was Du nöthig hast, — und wie viel Bedürfnisse hast Du nicht! — das müssen Dir Andre verschaffen; Du allein legst Dich hin und thust nichts, nichts auf der Welt als essen, trinken, tanzen, küssen, schlafen und Dir aufwarten lassen, und dies Alles kraft Deiner zwanzig attischen Talente, an die Du kein andres Recht hast, als was Dir der gesellschaftliche Vertrag und die daher fließenden bürgerlichen Gesetze geben, — ein Recht, welches, wie ich sagte, gewisse Pflichten von Deiner Seite voraussetzt, deren Beschaffenheit Du vermuthlich in Deinem ganzen Leben nie so ernsthaft in Ueberlegung genommen hast als den Küchenzettel, über den Du Dich alle Morgen mit Deinem Hausmeister berathschlägst."

„Mich däucht, Diogenes, Du vergissest, daß Alles, was mir Andre thun, entweder durch Sklaven geschieht, die ich

dafür ernähre, oder durch Freiwillige, die ich dafür bezahle."

„Das wickelt Dich noch lange nicht heraus, mein guter Philomedon. — Wer giebt Dir ein Recht, Menschen, welche von Natur Deinesgleichen sind, als Dein Eigenthum anzusehen? — „Die Gesetze," wirst Du sagen, — aber gewiß nicht das Gesetz der Natur, sondern Gesetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage zu danken haben, auf den sich die ganze bürgerliche Verfassung stützt. Denn was anders als diese nöthigt Deine Sklaven zu einem Gehorsam, den sie Dir bald aufkündigen würden, wenn sie nicht durch eine so furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannst Du Dir einbilden, daß unter allen den Freigebornen, welche Dir um Belohnung arbeiten, nur ein Einziger sei, der dessen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfnisse oder die Begierde, sich zu bereichern, zu Deinem freiwilligen Sklaven machten? Meinst Du nicht, die Meisten, anstatt durch die beschwerliche Arbeit etlicher Tage Dir kaum den zehntausendsten Theil Deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber an Deinem Platze, zwischen der lächelnden Venus und dem Bacchus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten — (denn auch diese überträgst Du Deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daß die Meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Ueberlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer Etliche zusammenträten und sich Deines Vermögens mit Gewalt bemächtigten. Was anders sichert Dich gegen diese Gefahr als die bürgerliche Polizei und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Giltigkeit des Vertrags: ich arbeite Dir, damit Du mich bezahlest, abhängt?

„Und gesetzt auch, Du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen Du gegen einen kleinen Theil Deines Geldes Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, Dir ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäßigen Preise verkaufen, daß Deine zwanzig Talente kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermal eine Wirkung der Polizei wäre, daß die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkür der Arbeiter und Verkäufer abhangen.

„Gestehe also, Philomedon, daß Du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon Du ein Mitglied bist, so große und wesentliche Vortheile ziehst, daß Dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daß der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat als Du. Denn für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren giebt, thust nichts für sie, oder wenigstens ist Dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammentragen, verzehrt, ohne etwas Anders dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; — und erlaube mir, zu sagen, daß Du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reiz des Vergnügens nicht mächtiger auf Dich wirkte als das Gefühl Deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

„Lass' uns noch einen Fall setzen, Philomedon, der so möglich ist, daß wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehntausend Menschen haben unstreitig neunzehntausend und achthundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als daß gegen jedes Hundert Deinesgleichen in ganz Achaja wenigstens Zehntausend sind, welche bei einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese Zehntausend ließen sich einmal einfallen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, daß sie sich ihrer Uebermacht bedienten, Euch Reiche aus Euern Gütern hinauszuwerfen und eine neue Theilung vorzunehmen? Sobald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, Alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, Du würdest keinen größern Antheil bekommen als der ehrliche Handwerksmann, der Deine Füße bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand würde Dich in die Nothwendigkeit setzen, entweder zu arbeiten, oder — von so Wenigem zu leben als Diogenes; und vermuthlich würde Dir das Eine so fremd vorkommen als das Andere.

„Es ist wahr, ich habe einen Fall gesetzt, der, so möglich er ist, dennoch aus vielen Ursachen nicht sehr zu besorgen scheint. Aber giebt es nicht noch viele andere Zufälle, die Dich um Dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage

Beispiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wolltest Du Dir in einem solchen Falle helfen?

„Es ist also klar, daß Deine Unnützlichkeit ein ebenso großes Uebel für Dich selbst, als sie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat ist, dem Du für die Vortheile, die er Dir gewährt, verhältnißmäßige Dienste schuldig bleibst, ohne Dich zu bekümmern, wie Du Deine Schuld bezahlen wollest; — kurz, wir mögen die Sache wenden, auf welche Seite wir wollen, so fällt die Vergleichung zwischen Dir und dem Wasserträger immer zu Gunsten des Letztern aus."

XXXI.

„Bei Allem dem, Diogenes, würdest Du schwerlich lieber Wasserträger als Philomedon sein wollen."

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so möcht' ich weder das Eine noch das Andere sein."

„Aber weil Du doch so viel von der Gleichheit hältst, warum forderst Du von mir so viel und von Dir selbst gar nichts? — Ich sehe nicht, womit Du dem Staate dientest; Du treibst weder Kunst noch Gewerbe noch Wissenschaft, Du bauest und pflanzest nicht, Du verwaltest kein Amt, Du thust nichts, nicht einmal das, was Du mir noch endlich zugestanden hast: Du bist nicht einmal eine Hummel im gemeinen Wesen. Womit willst Du Deine Unnützlichkeit rechtfertigen?"

„Man ist Niemandem mehr schuldig, als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthiern und von allen Griechen und Barbaren zusammengenommen nichts mehr, als, wie ich Dir schon sagte, daß sie mich leben lassen. Ich bin ihnen also auch nichts weiter schuldig. Ich besitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich sehe also nicht, was Korinth oder irgend eine andere Particulargesellschaft in der Welt an mir zu fordern haben sollte."

„Wenigstens hat Sinope, Deine Vaterstadt, ein vorzügliches Recht an Deine Dienste." —

„Gerade so viel als Babylon oder Karthago. — Da die Natur einmal wollte, daß ich geboren werden sollte, so mußt' ich irgendwo geboren werden; der Ort selbst war dabei gleichgiltig. Die Herren von Sinope wären sehr unhöflich gewesen, wenn sie meiner Mutter, die eine ehrliche, hübsche Frau

war, die Freiheit hätten versagen wollen, sich meiner in ihren Mauern zu entladen."

„Aber Du wurdest doch zu Sinope erzogen. — Ist die Erziehung kein Vortheil?"

„Wenn sie gut ist; ich kann mich der meinigen nicht sonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antisthenes, ohne daß ich den Athenern desto mehr Dank dafür schuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen als ich von den Korinthiern. Das Uebrige, und die Wahrheit zu sagen, das Beste hab' ich meiner Erfahrung und mir selbst zu danken."

„Aber waren nicht Deine Voreltern Sinopier? Warum sollte das Vaterland kein Vorrecht an seine Bürger haben?"

„An seine Bürger? Unstreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines besondern Staats, wenn ich es nicht sein will. Frei, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten setzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andre Verbindung als das natürliche Band mit Denen, durch die sie uns das Leben gab, und das sympathetische, wodurch sie Menschen zu Menschen zieht. Die bürgerlichen Verhältnisse meiner Eltern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand ist befugt, mich zu zwingen, daß ich mich desselben begeben soll, so lange ich keine Ansprüche an die Vortheile einer besondern Gesellschaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates oder als ein Weltbürger leben will."

„Und was nennst Du einen Weltbürger?"

„Einen Menschen, wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland und alle Geschöpfe seiner Gattung — gleichgiltig gegen den zufälligen Unterschied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizei und Privatinteresse unter ihnen machen — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hilfe haben, wenn sie leiden, an sein Mitleiden, wenn er ihnen nicht helfen kann, an seine Zurechtweisung, wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreude, wenn sie sich ihres Daseins freuen.

„Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hineinziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unsrer Handlungen, so lange wir uns blos als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft

ansehen und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und Derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megara als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

„Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteiischen, durch keine unächte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung, schlägt sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löscht, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der Erste, der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

„Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß er sich nicht in die Leidenschaften und Absichten einer besondern Gesellschaft einflechten läßt.

„Da er sich angewöhnt hat, außer dem Nothwendigen, was die Natur bedarf, alles Uebrige, was Gemächlichkeit und Ueppigkeit den Günstlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, so hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne Jemandem beschwerlich zu sein. Im Nothfall verschafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie so unfreundlich sein, einem harmlosen Menschen, der Niemandem im Wege steht, eine Hütte oder wenigstens einen hohlen Baum zur Wohnung zu versagen.

„Uebrigens ist ein Weltbürger, wie ich ihn schildre, kein so unnützlicher Mann, als man sich gemeiniglich einbildet. Es ist Eure eigne Schuld, wenn Ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon, Euch zu schmeicheln, Euch auf Abwege zu verleiten, Euch in Euern Thorheiten zu bestärken; er gewinnt nichts durch Euern Fall; wer sollte sich also besser dazu schicken, Euch die Wahrheit zu sagen, deren Ihr am Meisten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn Ihr klug

genug wäret, guten Rath anzunehmen) der wichtigste Dienst, den man Euch leisten könnte.

„Zum Beispiel, damit Du Deine Stunde nicht ganz bei mir verloren habest, hätte ich gute Lust, Philomedon, Dir eine kleine Lehre mit nach Hause zu geben, welche — wenigstens zehn Talente werth ist, und von mir könntest Du sie umsonst haben.“

„Lass' hören, Diogenes!“

„Du bist höchstens fünfunddreißig Jahre auf der Welt, Philomedon. Du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die Alles bewundern, was Du sagst, und Alles gut heißen, was Du thust, um sich alle Wochen zwei- oder dreimal satt bei Dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, Dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch Du Dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da Du einer der reichsten Bürger bist, so ist Dir mehr als tausend Andern daran gelegen, daß es dem Staat wohl gehe, aus dem Du so große Vortheile ziehst. — Oder trauest Du Deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, daß die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, austheilt, wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch Deines Reichthums — und Gelegenheiten dazu wirst Du nur zu häufig finden — würde Dir die Herzen Deiner Mitbürger gewinnen und Deine Erhaltung zum Gegenstand der allgemeinen Wünsche machen. Wer wollte sich noch lange besinnen, ob er einen so großen Vortheil um eine arme Handvoll Goldes erkaufen wollte?“

Ob Philomedon diese guten Lehren des wohlmeinenden Cynikers zu Herzen genommen? — Wir lesen nichts davon; es ist möglich, aber nicht zu vermuthen.

XXXII.

Ein weiser Mann, lieben Leute, ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohläugigen, milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder den Söhnen des Hippokrates zu! — Sie

haben keine Widerlegung, Nieswurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen!

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter Besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses vorüberrauschende Dasein gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu reden) ein sehr gleichgiltiges Geschenk gemacht.

Weisheit! Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — was seid Ihr anders als Du, der sicherste Weg zur Freude? und Du, die beste Art, ihrer zu genießen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats, — als daß sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung Derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist; — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann und thun soll, — und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, Alles dieses in dem höchsten Grade der Vollkommenheit, der sich denken läßt, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben: — was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche Hunderttausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenstand, etwas Gutes zu befördern oder etwas Böses zu verhindern oder zu vergüten; — und analysirt Ihr dieses Böse und Gute, so löset sich immer jenes in Schmerz und dieses in Vergnügen auf.

Warum schwitzt der emsige Hausvater mit schwerer Mühe

ganze Wochen durch über seiner Arbeit? — Um sich an einem festlichen Tage mit seinen Hausgenossen der Freude zu überlassen.

Der müde Tagelöhner versingt aus voller Brust das Gefühl seines mühseligen Lebens. Mit einer Wollust, die den Lieblingen des Plutus unbekannt ist, öffnet er, unter einen schattigen Baum hingeworfen, seinen sonnegeschwärzten Busen dem kühlenden Zephyr; und wenn ihn unverhofft das braune Grasmädchen beschleicht, vergessen Beide — unter unschuldigern Scherzen vielleicht, als die Eurigen sind, Ihr Meister der feinsten Lebensart! — daß es Leute in der Welt giebt, welche glücklicher scheinen, als sie sich in diesen Augenblicken fühlen.

Der Nepenthe, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, ist die Freude.

Wie unglücklich würden neunundneunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts sein, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihrem Zauberbecher auf die Beschwerden ihres Lebens fallen ließe!

Wir Griechen sind so sehr davon überzeugt, daß Freude das höchste Gut der Sterblichen ist, daß wir uns, so oft Einer dem Andern begegnet, nichts Bessers zu wünschen wissen als Freude.

Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttin opfern? — Er ist krank, wie ich sagte, oder — er ist noch was Aergers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut Alles, was es zu thun hat, muntrer und mit besserm Willen als — ein dummes oder schwermüthiges, und (unter uns gesagt, Ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmal mehr als ein andres; Eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.

Wenn die Athener bei guter Laune sind, so vergessen sie über einer Komödie, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen den Verdruß über eine verlorne Schlacht oder die schlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Ein-

künfte. Alcibiades machte mit ihnen, was er wollte, weil er das Geheimniß besaß, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spaß zu machen, über dem sie das Böse vergaßen, das er ihnen zufügte. Drückt uns immerhin ein Wenig, — wir würden es an Euerm Platze ebenso machen —; aber empört unsre Geduld nicht, indem Ihr uns verbietet, einen Theil unsrer Plagen wegzuscherzen. Das hieße, ohne den mindesten Vortheil auf Eurer Seite unsere Last verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindesten Namen zu geben, sehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk, das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läßt sich viel leichter regieren als ein schwerfälliges und ist unendliche Mal weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionsschwärmerei und politische Schwärmerei, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrophen zu verursachen fähig sind, finden bei einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg, und sie wird vergessen. Eben diese Grille würde unter einem milzsüchtigen Volke bei einem mäßigen Zusammenflusse befördernder Umstände die Gemüther in allgemeine Gährung gesetzt, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt und wenigstens ein halb Dutzend der besten Köpfe gekostet haben!

„Es ist ein schlimmes Zeichen," sagte der alte Demokritus, „wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitätisches und aufgedunsenes Ansehen gewinnt. Irgend ein feindseliger Dämon schwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihm. Ich bin kein Tiresias," setzte er hinzu; „aber ich weissage einem solchen Volke mit der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß mich die Zukunft keiner Lügen strafen wird: Dumm und barbarisch wirst Du werden, armes Volk! Trebern und Distelköpfe wirst Du fressen und Dinge leiden müssen, vor denen Natur und Vernunft sich entsetzen; — und wenn Du siehst, daß die Betrüger, von deren gleißnerischer Miene Du Dich hast hintergehen lassen, ihre Tage in Müssiggang und Wollüsten verzehren, das Mark Deines Landes aussaugen und Deine Weiber und Töchter beschlafen, — wirst Du die Augen zumachen und schweigen — oder mit offenen Augen zusehen und doch schweigen und Dich bereden lassen müssen, Du habest nichts gesehen!"

Glaubt mir, guten Leute! — Doch was bekümmert mich das? — Glaubt es Eurer Empfindung — (wenn Ihr Euch diese abschwatzen laßt, so kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, sie, die selbst die Mutter der besten Freuden ist, verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude."

„Und welche Freuden sind schuldlos?"

Fragst Du mich das, *Diophant*? — Hast Du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein sympathetisches Gefühl? Bist Du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannst Du nichts außer Dir lieben? — So will ich Dir wenigstens sagen, welche Freuden *nicht* unschuldig sind. — Warum erröthest Du? Fürchtest Du, ich werde Dich an das Ruhebette der tugendhaften Lysistrata erinnern? Besorge nichts! Möchten diese unter Deinen geheimen Freuden die verdammlichsten sein! — Die Schadenfreude, Diophant, die Freude, einen Unglücklichen, den Du verfolgst, sich zu Deinen Füßen krümmen zu sehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienst, das Dich eifersüchtig macht, erstickt, eine Tugend, die Dich verdunkelt, angeschwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunstgriffe Dich des Ohrs eines Großen bemächtigt oder die Erbschaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten listig weggeschnappt zu haben; die Freude, Böses zu thun, damit, wie Du uns bereden willst, Gutes daraus erfolge; ich schwöre Dir's bei allen Göttern und Göttinnen, *Diophant*, *diese Freuden*, wenn es gleich die *Deinigen* wären, sind viel weniger unschuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche diesen Morgen vom aufgehenden Tage bei Tanz und Saitenspiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überrascht wurden!

XXXIII.

Du begreifst nicht, *Eurybates*, was ich mit dieser Schutzrede für die Freude wolle, die Dir in dem Munde des Diogenes unerwartet ist? Ich würde, däucht Dir, am Wenigsten dabei zu verlieren haben, wenn die ernsthaften Leute, die sich's zum Verdienst anrechnen, in ihrem Leben nie gelacht zu haben, die Oberhand in der Welt gewinnen sollten.

Du irrst Dich vielleicht, Eurybates; — denn sie würden mir meine gute Laune nehmen wollen; und wenn sie das könnten, so möchten sie mir ebenso gut auch das Leben nehmen; ich würde keine Bohne mehr darum geben.

Aber in der That, ich dachte dabei weniger an mich selbst als an Eure Kinder und Kindeskinder. — Ich hatte bei mir selbst nachgedacht, was daraus folgen würde, wenn eine gewisse Partei von Graubärten in Euerm Rathe durchdränge, welche Tag und Nacht über Verderbniß der Sitten klagt und, wie ich höre, neulich den Vorschlag gethan hat, daß man alle die Personen beiderlei Geschlechts aus Korinth wegschaffen solle, deren Profession ist, Andern Vergnügen zu machen. Alle Tempel und Kapellen, wo den Göttern der Freude geopfert wird, sollen geschlossen, alle Schauspieler, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen auf einen Tag aus der Stadt verwiesen werden, — wenn es nach dem strengen Sinne dieser Herren ginge, welche sich ihrer eigenen Jugend nicht gerne mehr erinnern und einen vielleicht unbilligen Haß auf Vergnügungen geworfen haben, zu denen sie das Alter oder ihre ehemalige Unmäßigkeit unvermögend gemacht hat.

Ich gestehe Dir, Eurybates, ich würde diese fröhliche Bande aus meiner Republik auch verbannen, oder vielmehr, ich werde sie nie hineinlassen, sobald ich Gelegenheit finde, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. — Aber ob Ihr sie aus Korinth verweisen sollt, ist eine andere Frage.

Die Perikles und die Sokraten, die Weisesten und Besten zu Athen, versammelten sich des Abends bei der schönen Aspasia. Man sprach von wichtigen Dingen in dem muntern Tone, der die Langeweile verbannt, und Kleinigkeiten wurden durch Witz und Laune interessant. Aspasia war die Seele der Unterredung. Die schönsten Ideen, die klügsten Anschläge wurden in dieser Gesellschaft entworfen, welche nur Erholung und Zeitvertreib zum Zweck zu haben schien; und oft fand Aspasia Mittel, entfernte Gemüther unvermerkt zu vereinigen oder kleine Mißverständnisse zu heben, welche in der Folge der Republik hätten nachtheilig werden können. Eine niedliche Abendmahlzeit öffnete vollends die Gemüther der Geselligkeit und Freude. Kleine rosenbekränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen; die Philosophie lernte von den Grazien scherzen; man sprach Dinge, welche werth waren, von einem Xenophon geschrieben zu werden, bis die Musen, unter

der Gestalt lieblicher junger Mädchen, durch Gesang und Tänze die Scene beschlossen.

Sage mir nun, Eurybates, würde sich Athen besser befunden haben, wenn es die schöne Aspasia mit ihren Mädchen fortgeschickt und die Perikles und Sokraten genöthigt hätte, ihre Abende ernsthafter zuzubringen?

Meinest Du, daß Hellas diesen mannichfaltigen Ueberfluß von schönen Bildern und Gemälden, diese Meisterstücke idealischer Schönheiten, welche den Geist zu Begriffen von überirdischer Vollkommenheit erheben, besitzen würde, — wenn keine Theodoten, Phrynen, Danaen und Ihresgleichen gewesen wären, welchen der Wohlstand nicht verbot, ihre Schönheit zur Aufnahme der Kunst dienen zu machen?

Und was für Ergetzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die fröhlichen Grazien aus unsern Grenzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? — So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! — Skythische Schmäuse und thracische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die Ihr verjagt.

In Kurzem wird Euer Witz plump, Eure Gemüthsart rauh und ungesellig, Eure Tugend wild, spröd und menschenfeindlich sein. Ihr werdet Eurer Jugend eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber unbekehrt von Euern Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht sein, welche ihnen selbst und dem Staate zehnmal verderblicher sein werden. Die Fremden werden Eure Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für sie haben wird; und der müssige Theil Eurer Bürger, dem Ihr die unschädlichsten Mittel, seine Zeit zu verlieren, benommen habt, wird in kleine Privatgesellschaften zusammenschleichen und aus lauter Langerweile anfangen, die Regierung nach falschen Begriffen zu bekritteln, Intriguen anzuzetteln und Staatsveränderungen zu träumen.

Ich habe, wie Du sagtest, bei Allem diesem nichts zu verlieren; aber Alles überlegt, dächt' ich, Ihr behieltet immer Eure Komödianten, Mimen, Gaukler, Flötenspielerinnen u. s. w. mit den kleinen Uebeln, von welchen ihr Dasein begleitet ist. — Es giebt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu der Hang zum Vergnügen verleitet, Grenzen zu setzen. Aber gegen die Uebel, die über Euch kommen werden, wenn Ihr die Musen und Huldgöttinnen mit ihrem Gefolge von Scherzen und Freuden des Landes verwiesen habt, weiß ich kein Mittel, als — Ihr müß-

tet Euch gefallen lassen, Eure Republik nach der Spartanischen oder Platonischen — oder nach der meinigen umzuschaffen; und dabei würdet Ihr einige Schwierigkeiten finden!

XXXIV.

Was ich von den Leuten halte, die in speculativen Dingen immer entscheiden, nie zweifeln, nie gestehen wollen, daß sie von gewissen Dingen nicht mehr wissen als wir Andern? — von den Leuten, welche Euch ganze Wochen lang von Wesen und Naturen, von Atomen und Homöomerien, vom Vollen und Leeren, von Geist und Materie, von Ursachen und Zwecken unterhalten und Euch die unbekannten Länder, ihre Lage, Größe, Länge, Breite, Luftbeschaffenheit, Wärme und Kälte, ihre Producte, Pflanzen, Thiere, Einwohner und deren Lebensart, Polizei, ehmalige und künftige Begebenheiten u. s. w. so genau und zuversichtlich beschreiben, als ob sie eben jetzt mit Gelegenheit eines Kometen, oder der Himmel weiß welches andern wunderbaren Fuhrwerks, von dannen angelangt wären — was ich von ihnen halte?

Ich hörte einst einen solchen vielwissenden Schwätzer in der bunten Halle zu Athen zwei volle Stunden von den Geheimnissen der Pythagorischen Zahlen sprechen. Wir liehen ihm unsre Ohren mit großer Geduld und begriffen nichts von dem, was er uns offenbarte; demungeachtet fand der Pythagoräer großen Beifall. Er versprach, den folgenden Tag von den sieben Sphären und von der achten Sphäre und von den erstaunlichen Dingen, die über der achten Sphäre sind, ebenso lange und ebenso gelehrt zu sprechen. Ich lachte über meine eigne Narrheit und ließ mich dennoch von der kindischen Neugier, was der Mann über solche Dinge werde sagen können, noch um zwei Stunden und zehn Drachmen betrügen. — „Das sollen aber auch die letzten Drachmen sein," sagte ich, wie er fertig war, „die ich um Nachrichten von den Dingen überm Mond ausgebe, und wenn ich älter werden sollte als Tithon!"

Nach etlichen Tagen ließ ich in ganz Athen ansagen, daß ein chaldäischer Weiser neu angekommen sei, welcher sich im Keramikus zu einer gesetzten Zeit öffentlich werde hören lassen.

Es versammelte sich eine erstaunliche Menge Volks. Ich hatte mich, so gut ich immer konnte, in einen Chaldäer vermummt; ein langer weißer Bart und ein Mantel, mit allen Thieren des Sternhimmels bemalt, that eine vortreffliche Wirkung. Man lechzte vor Erwartung unerhörter Dinge bei meinem Anblick. Alles wurde still, wie ich mich zu räuspern anfing. Ich fing also an und sprach —

Ich gebe Euch zehn Tage oder zehn Olympiaden, wenn Ihr wollt, zu errathen, wovon ich sprach; — Ihr werdet eher auf alles Andre rathen —

Vom Mann im Monde sprach ich.

Ich unterließ nicht, meine Zuhörer in dem Eingang meiner Rede mit einem so emphatischen Schwunge zu dem, was ich ihnen sagen würde, vorzubereiten, daß sie kaum erwarten konnten, bis ich wirklich zur Sache schritt. Aber ich muß noch jetzt lachen, wenn ich mir den Ausdruck von Erstaunen, Ueberraschung, Ungeduld und zwanzig andern Leidenschaften wieder vorstelle, der mir in der possirlichsten Vermischung aus unzähligen verzerrten Gesichtern entgegenkam, wie ich ankündigte, daß ich sie vom Mann im Monde unterhalten würde.

Einer sah den Andern an und murmelte — „vom Mann im Monde!" — Alle ohne Ausnahme sahen wie Leute aus, die sich gewaltig in ihrer Erwartung betrogen fanden. — „Vom Mann im Monde!"

„Ja, vom Mann im Monde," rief ich, ohne mich aus der Fassung setzen zu lassen; „von der wunderbarsten, wichtigsten und geheimnißvollsten Materie, wovon jemals ein Sterblicher zu Sterblichen gesprochen hat: vom Mann im Monde!"

„Der alte Knabe ist ein Narr," rief Einer ziemlich laut, „oder er hält uns für Narren." — „Es könnte wol Beides sein," dacht' ich.

Der dritte Theil der Versammelten machte Miene, davongehen zu wollen.

„Seid Ihr klug?" rief ihnen ein alter hohläugiger Schuhflicker zu, der selbst so aussah, als ob er aus irgend einem Planeten ausgewandert wäre; „konntet Ihr von einem Weisen aus Chaldäa weniger erwarten? Sagte er nicht, daß er von unerhörten Dingen reden würde? Man muß ihn erst anhören, eh man urtheilen kann. Ich habe mehr Leute seiner Art gesehen; es stecken Dinge hinter ihm, die man ihm nicht an der Nase ansieht; und gerade weil die Materie, wovon er sprechen

will, närrisch scheint, wollt' ich um meinen Kopf wetten, daß ein Geheimniß unter der Decke liegt. Wer weiß — Kurz, ich will den Mann im Mond kennen lernen — ein Andrer kann auch thun, was er will."

Was der Schuhflicker gesagt hatte, war dem Ansehen nach gerade, was der größte Theil der Versammlung dachte. Nachdem also der Lärm eine Weile gedauert hatte, kam am Ende heraus, daß Jedermann da blieb und wenigstens hören wollte, was man wol vom Mann im Monde werde sagen können.

Ich fuhr fort, so viel ich mich erinnern kann, ungefähr wie folgt:

„Nach dem, was ich Euch angekündigt habe, meine Herren von Athen, scheint nichts billiger von mir erwartet werden zu können, als daß ich Euch vor allen Dingen eine solche Erklärung von dem, was unter dem Mann im Monde zu verstehen sei, gebe, vermittelst deren ein Jeder, so oft die wellenförmige Bewegung der Töne, woraus dieser Name besteht, sein Trommelfell erschüttert, denjenigen bestimmten Begriff damit verknüpfen könne, der keinem andern Mann in der Welt zukommt als dem Mann im Monde.

„Dem ersten Anschein nach eine sehr billige Forderung, aber in der That, meine Herren, eine Forderung, welche so schwer zu befriedigen ist, daß Ihr mir ebenso leicht zumuthen könntet, den Ocean in einen Becher zu schöpfen und — wofern es Wein von Thasos wäre — ihn auf Eure Gesundheit auszutrinken.

„Es giebt viele Dinge in der Welt, die beim ersten Anblick nicht die geringste Schwierigkeit zu haben scheinen; man glaubt sie so gut zu kennen als die Mutter, die uns geboren hat. Kommt es aber dazu, daß wir den Mund aufthun sollen, um uns deutlich darüber vernehmen zu lassen, so finden wir uns beinahe in der Nothwendigkeit, ihn unverrichteter Sachen wieder zuzuschließen, so weit wir ihn aufgemacht hatten. So ist zum Beispiel nichts leichter zu sagen, als: Wir wollen vom Mann im Monde reden! oder — Lass't doch hören, was man vom Mann im Monde sagen kann! Aber ich berufe mich auf Euer eigenes Gefühl, wie Euch zu Muthe wäre, wenn Ihr Euch anheischig gemacht hättet, von einem Dinge zu sprechen, das weder in die Sinne fällt, noch ohne Sinne begriffen werden kann!

„Aufrichtig zu reden, ungeachtet ich als ein Philosoph verbunden bin, niemals einiges Mißtrauen in die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit meiner Einsichten zu verrathen, so seh' ich mich doch in keiner geringen Verlegenheit, ob ich von der Wirklichkeit des Mannes im Mond oder von seiner Möglichkeit zuerst reden soll. Denn damit er wirklich sein könne, muß er möglich sein, und damit er möglich sein könne, muß er wirklich sein. Hier liegt der Knoten!

„Sag' ich, der Mann im Mond ist möglich, so denk' ich entweder nichts bei dem, was ich sage, — welches freilich das Bequemste ist —, oder ich setze in der That voraus, daß er sei; denn wie könnt' ich sonst sagen, er sei möglich? Es ist gerade so viel, als sagt' ich, der Mann im Mond ist blau oder großnasig, oder er ist ein guter Mann; — denn bei jeder dieser Behauptungen setz' ich voraus, daß ein Mann im Mond ist, oder es wäre lächerlich, zu sagen, er ist dies oder er ist jenes; und ich würde im Grund ebenso viel sagen als: das Ding, das nicht ist, ist etwas.

„Sag' ich auf der andern Seite, der Mann im Mond ist wirklich, so setze ich seine Möglichkeit voraus, wozu ich doch nicht befugt bin, eh ich sie erwiesen habe. Will ich sie aber erweisen, flugs bin ich wieder in dem verwünschten Cirkel, in welchem ich mich so lange von Möglichkeit zu Wirklichkeit und von Wirklichkeit zu Möglichkeit herumdrehe, bis mir der Kopf so schwindlig wird, daß ich die ganze Welt, den Mann im Mond und meine eigene Wenigkeit aus dem Gesicht verliere und am Ende nicht einmal den Unterschied zwischen meinem eigenen kleinen Ich und dem unendlichen Nicht-Ich mehr erkennen kann.

„Bei so bewandten Umständen weiß ich Ihnen und mir nicht anders zu helfen, als daß wir uns entweder mit dem einfältigen Behelf: „es ist nicht klar“ ausreden, — und eh ich mich dazu bequemte, wollt' ich lieber den Kopf verlieren! — oder daß wir einen Anlauf nehmen und mit so vieler Dreistigkeit, als uns nur immer möglich ist, geradezu behaupten: der Mann im Mond existire so gut als Hermes Trismegistus oder irgend ein andrer Mann in der Welt; eine Behauptung, wobei wir den doppelten Vortheil haben, daß unsre Gegner entweder das Gegentheil beweisen — oder schweigen müssen, und daß alle Männer außerhalb des Monds um ihrer selbst willen genöthigt sind, sich zu uns zu halten;

denn wo lebt der Mann, gegen den sich nicht die nämlichen Zweifel erregen ließen? In welchem Betracht ich gestehe, daß mir der Beweis des tiefsinnigen Heraklitus noch immer die meiste Genüge thut, der, um auf einmal aus der Sache zu kommen, sagt: „Der Mann im Mond ist da; denn wie könnte er sonst der Mann im Monde sein?“

„Nachdem wir uns solchergestalt aus dieser ersten Schwierigkeit glücklich herausgewickelt haben, so entsteht die andre große Frage: Wenn der Mann im Mond ist, was ist er?

„Hier, meine Herren, öffne ich Euch die Pforte des metaphysischen Abgrundes. Ein undurchdringliches Dunkel scheint hier Euern forschenden Blicken auf ewig Einhalt zu thun. Aber lasset Euch nicht dadurch abschrecken! Wir schauen so lange hinein, bis wir etwas sehen.

„Ich verrathe Euch hier ein großes Geheimniß; Eure Philosophen werden böse auf mich werden; aber ich mache mir nichts daraus. Nur immer hineingeschaut, meine Freunde! Wir haben kein anderes Mittel, Entdeckungen in den unbekannten Ländern zu machen.

„Seht Ihr noch nichts? — Seid deswegen unbekümmert! Es liegt blos daran, daß wir unsre Augen zuvor in die gehörige Verfassung setzen. Höret an!

„Als ich zuerst anfing, mich um den Mann im Mond zu bekümmern, ohne zu wissen, wie ich es anfangen sollte, ging ich bei allen Euern Philosophen herum und fragte sie, was sie davon wüßten.

„„Der Mann im Mond?“ — sagte der Erste, an den ich mich wandte — „es ist so leicht nicht, ihn kennen zu lernen! Wenn Ihr aber entschlossen seid, das Abenteuer zu unternehmen, so kommt Alles darauf an, daß Ihr ausfindig macht, was er ist, — und wie er ist, was er ist.“ — „Das ist's eben, was ich wissen möchte,“ sagte ich. — „So mußt Du nun bei Andern nachfragen,“ versetzte Jener; „denn ich habe Dir Alles gesagt, was ich von der Sache weiß.“

„Nun ging ich von Haus zu Haus, um zu hören, was die Weisen im Volk auf meine Fragen antworten würden. Und hier erfuhr ich die Wahrheit des alten Sprichworts: „Viel Köpfe, viel Sinne;“ ausgenommen, daß ich zuletzt einen guten Theil mehr Köpfe als Sinne herausbrachte.

„„Der Mann im Mond ist kein eigentlicher Mann,“ sagten Einige; „man könnte ebenso gut sagen: die Frau im

Mond, ob er gleich, genau zu reden, weder Mann noch Frau ist. — Denn wenn er ein eigentlicher Mann wäre, so müßte er eine Frau haben, oder wo bliebe der zureichende Grund seiner Mannheit? Nun hat man aber nie von einer Frau im Monde oder von der Frau des Mannes im Monde reden gehört, also u. s. w.“ —

„„Die Wahrheit ist, daß er gar nichts mit uns gemein hat,“ sagte ein Andrer.

„„Das ist unmöglich,“ sprach der Dritte; „er muß uns doch immer ähnlicher sein als einer Auster oder einer Seenessel.“

„„Ich beweise meinen Satz,“ versetzte Jener. „Alles, was unterm Monde ist, ist nicht im Mond, und umgekehrt; und es muß ein Grund vorhanden sein, warum es unterm Mond und nicht vielmehr im Mond ist, wo es sich vielleicht ebenso gut befände; nun stimmen alle Leute überein, daß der Mann im Mond — im Mond ist —“

„„Wenn er im Mond ist, zugegeben!“ fiel ihm Dieser ein; „aber ich getraue mir zu behaupten, daß er vielleicht zwei Drittheile vom Jahr in der Venus oder im Mercur ist, oder daß er sich wenigstens den Winter über, der im Monde ziemlich kalt sein mag, anderswo aufhält.“

„„Fi,“ sagte Jener, „wie wolltet Ihr das beweisen können, da Warm und Kalt nichts Absolutes ist? Natürlicherweise ist die Organisation des Mannes im Monde seinem Aufenthalte gemäß; und weil dieser (wie alle Astronomen wissen) feucht und kalt ist, so muß auch der Mann im Mond ein ausgemachter Phlegmaticus sein; ist er aber das, so läßt sich ohnehin nicht begreifen, was man in der Venus, welche der Planet der Liebe ist, mit ihm anfangen wollte.“

„„Die Herren sprechen sehr zuversichtlich von dem guten Mann im Monde,“ sprach ein Vierter; „und doch bin ich gewiß, daß sie nicht mehr von ihm wissen als ich — das ist, so viel als — gar nichts. Denn ich behaupte, man müßte wenigstens einen Sinn mehr haben als die fünf oder sechs, die wir haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihm machen zu können. Nach unsrer Art zu reden, ist er weder groß noch klein, weder hitzig noch frostig, weder sauer noch süß, weder weiß noch schwarz; — er ist — er ist — das mag er selbst wissen, was er ist!“

„Die Meinung dieses Letztern führte offenbar zum Skep-

ticismus, der uns Dogmatikern von jeher so verhaßt gewesen ist als — die Philosophie der Gymnosophisten — der Schneidergilde. Indessen, da ich doch nach Allem, was mir die weisen Männer gesagt hatten, weder mehr noch weniger von der Sache wußte als zuvor, so beschloß ich, einen Versuch zu machen, wie weit mich mein eigenes Nachdenken in dieser äußerst dunkeln Materie führen könnte.

„„Wenn es seine Richtigkeit hat," sagt' ich zu mir selbst, „daß ein jedes Ding das ist, was es ist, so kann ich ohne mindestes Bedenken zum Grunde legen, der Mann im Monde sei — der Mann im Monde." Ihr meint vielleicht, damit sei nicht viel gesagt; aber da würdet Ihr Euch mächtig irren, meine werthen Herren. Ich habe schon viel damit gewonnen, wenn Ihr mir das zugeben müßt! — Denn wenn der Mann im Mond — der Mann im Mond ist, so ist er also

nicht der Mann im Mercur,
noch im Mars,
noch im Jupiter,
noch im Saturnus — u. s. w.

Er ist auch

nicht der Mann im Thierkreise,
noch in der Milchstraße,
noch im Feuerhimmel,
noch im leeren Raum,
noch im Chaos, —

sondern wirklich und wahrhaftig der Mann im Monde; und da er das ist, so

ist er auch weder Fisch,
noch Vogel,
noch Amphibion,
noch Insect.

„Er kann weder schwimmen noch fliegen — wiewol ich für die Gewißheit des Letztern nicht gutsagen wollte. Denn vielleicht ist es im Monde möglich, ohne Floßfedern zu schwimmen und ohne Flügel zu fliegen; oder er könnte auch Flügel und Floßfedern haben, ohne darum weniger der Mann im Monde zu sein.

„Ebensowenig getraue ich mir aus seiner bloßen Identität mit sich selbst, d. i. daraus, daß der Mann im Mond — nicht der Nicht-Mann im Nicht-Mond ist — mit völliger Gewißheit zu bestimmen, ob er

von Essen und Trinken lebt, wie wir,

oder von der Luft, wie der Paradiesvogel,
oder von Sonnenstrahlen, wie der Phönix,
oder von Ideen, wie Platon's Geister?
ob er sein Geschlecht fortpflanzt oder nicht?
und ersten Falls,
ob er ein Weibchen seiner Gattung dazu nöthig hat?
oder ob er sich mit sich selbst behelfen kann, wie unsre Schnecken?
oder ob er sich durch die Wurzel,
oder durch Zwiebeln,
oder durch Knospen,
oder durch Schößlinge,
oder durch Eier,
oder durch lebendige Junge fortpflanzt?
oder vielleicht, wie der Phönix, immer der Einzige von seiner Art bleibt und nur von Zeit zu Zeit wieder aus seiner Asche hervorgeht? —
ob er lang oder kurz,
fett oder mager,
blond oder braun,
gut oder bösartig,
gelehrt oder unwissend,
ein guter oder schlechter Dichter ist?
ob er gut tanzt,
gut reitet,
gut Ball spielt, — u. s. f.

„Diese und zwanzigtausend andre Fragen dieser Art, welche ein Jeder, auch mit dem mäßigsten Grade von Witze, sich selbst machen kann, unter andern auch die nicht ganz unerheblich scheinenden:

Was kümmert uns der Mann im Mond?
Was für einen Einfluß hat er auf unser Wohl= oder Uebelbefinden?
Ist es auch wol überall der Mühe werth, sich den Kopf um ihn zu zerbrechen?

„Alle diese Fragen werden (wie ich besorge) nicht wohl beantwortet werden können, so lange wir nicht Mittel und Wege finden — den Mann im Monde näher kennen zu lernen, ob ich gleich überhaupt nicht ungeneigt bin, zu glauben, daß er — falls er so allein im Monde ist, wie man vorauszusetzen pflegt — ziemlich oft Langeweile haben und über=

haupt kein Mann von sehr angenehmer Laune oder lebhaftem Umgang sein mag.

„Doch, wie gesagt, meine Herren Athener, die Ehre, alle nur ersinnliche Probleme, welche sich über oftbesagten Mann im Mond aufwerfen lassen, rein und aus dem Grunde aufzulösen, ist lediglich Demjenigen unter unsern philosophischen Abenteurern aufbehalten, welcher sinnreich oder glücklich genug sein wird — den Weg in den Mond zu entdecken, wofern einer ist, oder sich einen Weg dahin selbst zu machen, wofern keiner ist, und — was zum Wenigsten ebenso nothwendig scheint — den Weg wieder zurückzufinden, nachdem er sich lange genug da aufgehalten haben wird, um eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen machen zu können; vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich sei, mit Hilfe solcher Sinne wie die unsrigen über einen Mann, wie der Mann im Mond ist, irgend eine Entdeckung zu machen.

„Ihr seht, meine guten Athener, daß ich Eure Aufmerksamkeit — nicht gemißbraucht und, Alles wohl erwogen, vielleicht mehr geleistet habe, als Ihr billigerweise von mir erwarten konntet. Wenige meiner Zunftgenossen würden sich so aufrichtig herausgelassen und so wenig Umschweife gemacht haben, um Euch auf eine gelehrte Art zu erkennen zu geben, daß sie von einem Dinge sprechen, von dem sie nichts wissen noch wissen können, d. i. von einem Dinge, welches — was es auch an sich oder für die Bewohner anderer Weltkörper sein mag, wenigstens für sie — kein Ding ist.

„Uebrigens hoff' ich dem Mann im Monde selbst, wer er auch sein mag, durch das, was ich von ihm gesagt oder vielmehr nicht gesagt habe, auf keinerlei Weise zu nahe getreten zu sein. Er hätte sich vielleicht beleidigt finden können, wenn ich unverschämt genug gewesen wäre, ein System über ihn zu machen und Euch mit der gewöhnlichen Dreistigkeit meiner Amtsbrüder seine Figur, Farbe, Bildung, Fähigkeiten, Sitten, Lebensart, Religion, kurz, alle seine innerlichen und äußerlichen Bestimmungen vorzudemonstriren. — Aber ich, was konnt' ich Unschuldigers von ihm sagen, als — — gar nichts?"

Hiermit endigte sich meine Rede, und ich schlich mich hinter die Scene, um der Wirkung, welche sie thun würde, desto ungestörter zuzusehen.

Meine Athener, welche vermuthlich geglaubt hatten, das Beste würde noch kommen, machten sehr alberne Gesichter, da sie sich

in ihrer Hoffnung betrogen sahen. Etliche Augenblicke lang standen sie ganz betroffen da, große Augen und halb offne Mäuler nach der Bühne, wo der Chaldäer gestanden hatte, hingekehrt. Aber nachdem sie sich völlig überzeugt hatten, daß nun nichts mehr zu erwarten sei, erhob sich ein vermischtes Gemurmel, welches immer lauter wurde und zuletzt in ein allgemeines Getümmel ausbrach. Ein Jeder sagte und behauptete seine Meinung von der Sache, von der Absicht, die der Chaldäer bei seiner Rede gehabt haben möchte, ob er gut oder schlecht gesprochen habe, von seiner Miene, von seinem Bart, endlich vom Mann im Monde selbst, und wen er wol darunter verstanden habe; denn daß ein Geheimniß unter der Sache stecke, wurde für ausgemacht angenommen. Der Tumult nahm überhand; man zankte sich, man schrie, Alle gaben ihre Stimme auf einmal; und da Viele, welche mit Gründen und Schlüssen nicht so gut zurechte kommen konnten, desto stärker von Schultern und Knochen waren, so wurde man endlich handgemein — kurz, es fehlte wenig, daß der Mann im Monde nicht einen allgemeinen Aufstand in Athen veranlaßt hätte.

„Was für Kinder die Athener sind!" rief Einer von den Klügern, indem er sich in Zeiten auf die Seite machte; „merkt Ihr denn noch nicht, daß der Chaldäer keine andre Absicht hatte, als Euch und Eure Philosophen zum Besten zu haben?"

XXXV.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tage unter einer Cypresse im Kranion und genoß des Sonnenscheins, welcher alten Leuten in dieser Jahrszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich soeben nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher Andrer, die etwas Bessres als seine Sklaven, aber doch nicht Seinesgleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; aber da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß Jemand zwischen mir und der Sonne stand.

„Bist Du," sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß — „bist Du dieser Diogenes, von

dessen Charakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?"

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer als anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein Wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirn, große funkelnde Augen, mit denen er Euch in die Seele hineinsah, eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachten, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte.

„Und wer bist denn Du," antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, „daß Du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen?"

„Ich bin nur Alexander, Philipp's Sohn von Macedonien," versetzte der Jüngling lächelnd; „ich gestehe, es ist dermalen nicht viel; aber was es ist, steht dem Diogenes zu Diensten. Da ich wußte, daß Du nicht zu mir kommen würdest, so komm' ich zu Dir, um Dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, Deine Philosophie auf einen gemächlichern Fuß zu setzen. Verlange von mir, was Du willst; es soll Dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr sein, als in meiner Macht steht."

„Versprichst Du mir's bei Deinem königlichen Worte?" sagte ich.

„Bei meinem Worte," versetzt' er.

„Nun," sagt' ich, „so ersuch' ich Alexandern, Philipp's Sohn von Macedonien, so gut zu sein und mir aus der Sonne zu gehen."

„Ist das Alles?" sagte Alexander.

„Alles, was ich jetzt bedarf," antwortete ich.

Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen.

„Ein König muß sein Wort halten," sagte Alexander, indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte.

„Er rechtfertigt den Zunamen, den ihm die Korinthier geben," sagten die Hofschranzen, „und er verdiente, daß ihm auch nach seinem Namen begegnet würde."

„Das sollt Ihr bleiben lassen," erwiderte der Jüngling; „ich versichre Euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so möcht' ich wol Diogenes sein."

Und damit führten sie sich wieder ab.

Das Abenteuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? Ich will mit Seinesgleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Mensch gefällt mir. — Weil man doch Könige haben muß, so wär' es ebenso gut, solche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte, und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Alexander als Diogenes ist; ich dächte an seinem Platz ebenso; aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes sein möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist! — Ich wollte, daß er über die Welt zu gebieten hätte und dächte wie Diogenes!

XXXVI.

Ich dachte an nichts weniger, als ich gestern Nachts an meinem Ulyssischen Ruhebette lag, als Besuch von einem Könige zu bekommen; auf einmal öffnete sich das hölzerne Schloß an meiner Hütte, und Alexander, mit einer kleinen Laterne in der Hand, trat ganz allein in meine Zelle.

Ich stand auf und hieß ihn willkommen. „Du bist ein sonderbarer Mensch," sagte er zu mir; „ich suche Dich, so wenig ich Ursache habe, mit Dir zufrieden zu sein; denn Du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsche gebracht —"

„Darf ich fragen, zu welchem?"

„Kein König zu sein, damit ich Diogenes sein und Könige so demüthigen könnte wie Du."

„Vergieb mir, Alexander, das war meine Absicht nicht! Ich lag in der Sonne, wie Du kamst; sie beschien mich so gut, daß

es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so unbedeutend ist. Du hattest nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von Dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was Andres eingefallen wäre, als daß Du mir aus der Sonne gehen möchtest."

„Gut; wenn Du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den Du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich Dich bereden könnte, mit mir auf Abenteuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt, — und ich denke, Du wärest mein Mann!"

„Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit Dir ginge. Aber wenn Du es verlangst, kann ich Dir so viel Wahrheit mit auf die Reise geben, als Du brauchst, und wenn Du Herr vom ganzen Erdboden würdest."

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts Geringerm um; ich habe Ideen, die ich mir nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Kleinasien, Armenien, Syrien, Medien, Indien, — das wäre wol etwas! Aber wenn wir das haben, nehmen wir ebenso wohl das Uebrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus einem Stücke gemacht ist; die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als einen Anführer nöthig, und — ich fühle, daß ich gemacht bin, dieser Anführer zu sein."

„Ich wollte nicht dafür stehen, daß Dir, wenn Du damit fertig bist, der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, um das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus einem Stücke gemacht zu sein scheint, und wozu Du, nach Deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, sobald Du Meister von diesem Erdenrund bist."

„Ich werde nie Chimären verlangen, Diogenes; mein Project ist groß, aber auch so schön, so leicht auszuführen, daß mich nur wundert, wie ich der Erste bin, dem es eingefallen ist."

„Du wirst über mich lachen, Alexander; aber ich versichre Dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich, in Deinem Alter und mit so günstigen Umständen, ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in Deiner Hand, und mit

dreißigtausend Griechen muß ein junger Mann wie Du mit der ganzen Welt fertig werden können. Aber wenn Du sie nun hast, was willst Du mit ihr anfangen?"

„Welche Frage für einen Philosophen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist Alles schon in meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolicirten Völker werd' ich in neu angelegte Städte ziehen und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen großen Flüssen, an allen Seeküsten will ich neue Colonien und Handelsplätze anlegen, alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straßen vereinigen, dem ganzen Erdboden einerlei Sprache und mit unsrer schönen Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben und, damit ich Alles übersehen und die Maschine im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine große Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nationen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Vortheile, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der Amphiktyonen des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz, die Hauptstadt der Welt und meine Residenz sein soll."

„Und wie lange, König Alexander, denkst Du, daß dieses große Werk dauern werde?"

„So lang' ein Alexander sein wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerei gleich, Freund Diogenes; aber ich traue Dir zu, daß Du es für das hältst, was es ist. Gesetzt, die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge oder vielmehr die schwindlige Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in Kurzem der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer sein, so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlecht dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrecken; und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorübergehenden Traum meines Daseins durch die größte Unternehmung, die jemals in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben."

„Aber die Schwierigkeiten der Ausführung?"

„Schwierigkeiten? Dafür lass' Du mich sorgen! Gieb mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!"

„Aber die Köpfe, die es kosten wird, bis Du so viele hundert Nationen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem Deinigen regieren zu lassen?"

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid; denn ich bin kein Freund von Würgen und Zerstören. Aber daß ich um dieser Köpfe willen, die doch ohnehin später oder früher der Natur ihre Schuld bezahlen müßten, meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden! Setz' ich nicht meinen eigenen aufs Spiel? — Zudem sind die Weiber in Hyrkanien und Baktriane so fruchtbar, daß der Abgang unmerklich sein wird."

„O Alexander!" rief ich, „Du bist nur zwanzig Jahre alt! Andre Deinesgleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müssiggang, zufrieden, beim Trinkfeste die Ersten zu sein und Anschläge auf die Tugend unsrer Weiber zu machen; und Du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht und gehst hin, ihn auszuführen! — Ich sehe Dich von der hohen Schönheit Deiner Idee begeistert; Du bist dazu gemacht, ins Werk zu setzen, was kleinere Seelen für eine Chimäre halten würden. Ich würde Dir und mir selbst lächerlich vorkommen, wenn ich Dich von Deinem Vorhaben abzuziehen suchen wollte. Gesetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, so würd' es gerade so viel sein, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schlußreden beweisen wollte, daß er besser thäte, nicht verliebt zu sein. — Geister, wie der Deinige ist, erweckt der Himmel, so oft er dem Erdboden eine neue Gestalt geben will. Die Regeln, wonach wir Andre uns zu betragen haben, sind keine Gesetze für Alexandern. — Ich würde Dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athener oder Spartaner oder Kappadocier oder Mede oder Aegypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein andres Interesse, als das Beste des menschlichen Geschlechts im Ganzen betrachtet, ist in meinen Augen groß genug, um zu verdienen, daß es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den großen Gedanken aus, der Deine Seele schwellt! — Nur vergiß mitten im Laufe Deiner glänzenden Unternehmungen nie, daß wir andern Erdensöhne so empfindlich für Schmerz und Vergnügen sind wie Du selbst, und daß Du mit allen Deinen Vorzügen so hinfällig bist wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers oder etliche Tropfen Gift, von einem treulosen Meden in Deinen Becher gemischt, um alle Entwürfe Deiner großen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufst eine gefährliche Bahn. Der

Mensch kann Alles eher ertragen als unumschränkte Gewalt. Der Augenblick, wo Du der Versuchung unterliegen wirst, Dich von Deinen Schmeichlern bereden zu lassen, daß Du mehr als ein Mensch seiest, wird das Ziel Deines Ruhms und der Untergang Deiner Tugend sein. Dann wirst Du Deine schönen Thaten durch Laster beflecken, welche Deine Menschheit nur zu sehr beweisen werden. Grausamkeit und zügellose Leidenschaften werden Deine Regierung verhaßt machen, Dein Leben abkürzen und Dein Reich einem dieser seltnen und weitglänzenden Meteore gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber wieder verschwunden sind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung starren."

Alexander saß mit gesenktem Haupte da und schien in Gedanken vertieft zu sein, während ich das Alles sagte. Ich vermuthe, daß er über meinen Sittenlehren ein Wenig eingeschlummert war. Aber bald nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, stand auf und sagte mir, daß er mit Anbruch des Tages von Korinth abgehen würde. „Im Ernste, Diogenes," setzte er hinzu, „kann ich Dir zu nichts nütze sein? — Die Korinthier kennen, wie ich sehe, Deinen Werth nicht."

„Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Uebels thun. Seelen von Deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach Alexander! es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest Du machen, daß diese Unglücklichen den Tag Deiner Geburt segneten, so hättest Du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag."

„Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes! Ich kann nicht unwillig darüber werden, daß Du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist."

„Alexander," sagt' ich ihm, „ich ehre Dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann Dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund sein und kann keine Freunde haben."

„Verwünscht seist Du mit Deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! Ich will nichts mehr davon! Du würdest machen, daß ich mich in Deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an einem Diogenes."

„Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zwei Alexandern zu Trümmern gehen würde."

„Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl!"

Die
Republik des Diogenes.

Die Republik des Diogenes.

An Xeniades.

I.

Ich habe Dir meine Republik versprochen, guter Xeniades, und der Besuch eines macedonischen Jünglings, der auf Eroberung der Welt auszieht, hat mich in die Laune gesetzt, Dir Wort zu halten.

Um den ungeheuern Einfall zu haben, aus allen Völkern des Erdbodens einen einzigen Staat zu machen, muß man — Alexander sein. So weit erstreckt sich meine Einbildungskraft nicht.

Ich will mir einbilden, ich wär' ein weiser Zauberer, der mit Hilfe einer magischen Ruthe alle seine Ideen realisiren könnte, und hätt' eine noch unbewohnte Insel vor mir liegen, welche groß und fruchtbar genug wäre, einige hunderttausend Männer mit den dazu gehörigen Weibern und Kindern, auf jeden Mann höchstens zwei Weiber und sechs Kinder gerechnet, hinlänglich zu ernähren.

Ich setze ferner voraus, daß diese Insel — ja, das ist eben die Frage, was ich voraussetzen soll: — ob, zum Exempel, meine künftigen Unterthanen noch ungezeugt und ungeboren — oder zwar erwachsen, aber noch wild, — oder ob sie wirklich schon so policirt, so geschickt, so wohlerzogen und fromm sein sollen, als wir Griechen sind? — Die Sache verdient Ueberlegung.

II.

Alles wohl erwogen, denke ich, ich will sie schon erwachsen nehmen; es würde mir gar zu viele Mühe machen, bis ich so viele Leute gezeugt, geboren und so weit gebracht hätte, daß sie ohne Führband gehen könnten.

Doch — ich vergesse, daß ich ein Zauberer bin! Kann ich sie nicht mit einem einzigen Schlag meiner Ruthe machen, wie ich sie haben will? — Das ist kein geringer Vortheil; aber bei einem solchen Geschäft ist er unentbehrlich. Der Henker möchte eine Republik machen, wenn man die Leute nehmen müßte, wie man sie fände!

Ich hole mir also ungefähr hunderttausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Kolchis zusammen, wo man sagt, daß sie am Schönsten wachsen. — Es versteht sich, daß ich sie aus vier- oder fünfmalhundertausenden ausgesucht habe, — lauter große, starke, voll aufgeblühte Dirnen, mit langen blonden Haaren, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden ausgeschweiften Hüften, kurz, mit Allem, was die Kenner zur vollkommnen Schönheit und Gesundheit — einer Kindergebärerin fordern — von Farbe lauter Lilien und Rosen, und alle im zwanzigsten Jahre.

Die Mädchen versetz' ich durch einen Schlag meiner Ruthe mitten im Mai in das anmuthigste Thal am Fuße des Antilibanus. — Meine Geister haben indessen unter jedem Mandelbaum und Rosinenstrauch eine Tafel gedeckt, keine Niedlichkeiten von der Art, womit unsre Reichen sich langsam vergiften lassen, gute, nahrhafte, saftvolle Speisen und frisches Quellwasser dazu, so viel sie wollen.

Sobald Alles fertig ist, flugs holt mir hunderttausend hübsche junge Bursche aus Hyrkanien und Baktriane her! — Keine Adonisse, keine glatte, halb weibliche Ganymeden, wie Ihr Korinthischen Herren, wer weiß wozu, in Euern Gynäceen unterhaltet, — große derbe Bengel, die noch alle ihre Jugendkraft beisammen haben, gewohnt, in Wäldern herumzuschwärmen und, wie lauter Herculesse, ihren Landsleuten, den Tigern und Pantherthieren, die Häute abzujagen, die um ihre breiten Schultern hangen.

Wie die Mädchen und die Jungen einander ansehen werden, — das könnt Ihr Euch vorstellen.

Die Natur mag jetzt vollenden, was ich angefangen habe; — Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß sie gute Arbeit machen wird.

„Aber, wie?“ sagt Ihr, „nichts als Brunnenwasser dazu? Keinen Wein von Thasos, von Chios, von Cypern?“ — Keinen Tropfen! Glaubt Ihr, meine Hyrkanier haben solche Stärkungsmittel vonnöthen? Meine Mädchen würden Euch ein solches Mißtrauen sehr übel nehmen.

Die Morgenröthe bricht an. — Die Jünglinge wachen auf und wollen auch die armen Kinder nicht länger ruhen lassen. — Nun, es mag sein, weil es doch das letzte Mal ist! und dann, meine Geister, tragt mir sie ebenso plötzlich, als sie gekommen sind, wieder in ihre Wälder zurück; ich habe sie nicht mehr vonnöthen.

Juno Lucina steh' uns bei! In neun Monaten hab' ich zum Wenigsten hundertunddreißigtausend kleine Bübchen und Mädchen zu erziehen, jedes Mädchen so lieblich wie eine Grazie, jeder Knabe so schön wie der junge Bacchus. — Und nun lass't sehen, ob ich Euch nicht eine Republik daraus machen will, wie noch keine gewesen ist!

III.

Ich weiß es mir selber Dank, daß ich mir die künftigen Einwohner meiner Republik nach meiner eigenen Idee habe machen lassen, — oder, richtiger zu reden, daß ich es der bloßen unverdorbenen Natur aufgetragen habe, sie zu machen, wie sie es selbst für gut befände. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich würde in zwanzig Jahren nicht mit allen den Veränderungen fertig geworden sein, die ich mit Euern policirten Griechen und Asiaten hätte vornehmen müssen, bis sie nur einigermaßen in meinen Staat getaugt hätten.

Ich wohnte neulich den isthmischen Spielen bei. Welch eine unendliche Menge Volks, von Königen und Königinnen bis zu — Sklavenmäklern und Citronenmädchen, übersah ich da mit einem Blicke! Wie viele Gattungen und Arten, in fast unzählbaren Subdivisionen! — Staatsmänner, Archonten, Räthe, Redner, Advocaten; Heerführer, Oberste, Hauptleute, bis zu den Helden, die des Tages für achtzehn Pfennige dienen;

Priester, Poeten, Geschichtschreiber, Philosophen, Maler, Bildhauer, Musikanten, Baumeister, Meister in allen nothwendigen und entbehrlichen Künsten, Wechsler, Kaufleute, Seefahrer, Juwelenhändler, Specereikrämer, Weinhändler, Köche, Pastetenbäcker; Komödianten, Mimen, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Beutelschneider, Schmarotzer, Kuppler; — und unter allen Diesen Kluge, Witzige, Dummköpfe, ehrliche Leute, Spitzbuben, Ehrgeizige, Niederträchtige, Wucherer, Verschwender, Weichlinge, Narren und Gecken von so vielerlei Arten, Gattungen, Geschlechtern, Figuren, Farben und Zuschnitt, daß Aristoteles in seinem ganzen Leben nicht fertig würde, wenn er sie classificiren wollte.

„Was für ein mächtiger Gott ist der Zufall!" dacht' ich bei mir selbst. „Welcher Philosoph getraute sich, aus so ungleichartigen Bestandtheilen ein erträgliches Ganzes zusammenzusetzen? — Und dieser Zufall hat alle unsre kleinen Reiche und Staaten daraus zusammengestöbert, und doch seht Ihr, daß es nach Gestalt der Sachen noch so ziemlich erträglich darin zugeht."

Indessen gesteh' ich, der Fehler mag nun an meiner Republik oder an was Anderm liegen, daß ich die wenigsten von allen diesen wackern Leuten zu gebrauchen wüßte.

Fürs Erste müßte ich die ganze Classe der Staatsleute abdanken; denn meine Republik muß von sich selbst gehen, wenn sie einmal aufgezogen ist, oder ich wollte keine faule Mispel um sie geben.

Soldaten? — Meine Leute sollen glücklich sein, ohne es zu scheinen; man soll es nicht der Mühe werth halten, sie anzufallen; — und vor bloßen Räubern fürchten sie sich nicht. Es sind starke, nervige Gesellen, welche die Keule so gut zu führen wissen als Ihr einen Luftfächer; sie sollen Euch gewiß die Lust, ihre Weiber und Töchter zu entführen, beim ersten Versuche vergehen machen!

Baumeister? — Paläste, Tempel, Amphitheater werden wir nicht nöthig haben, und um uns von gutem Holze kleine saubere Häuschen zu bauen, wenn Jahrszeit und Witterung uns die freie Luft verbieten, dazu brauchen wir keine Baumeister.

Wir werden uns mit dem begnügen lassen, was die Natur auf unsrer Insel wachsen läßt, und das werden wir Alles für uns selbst brauchen. Wir haben also nichts zu handeln

noch zu tauschen; Eure Seefahrer und Negocianten können nur weiter reisen; bei uns ist nichts zu thun.

Eure Wollen- und Seidenfabrikanten sollten wir auch entbehren können. — Ich werde dafür sorgen, daß in den Wäldern unsrer Insel der Bären, Wölfe, Lüchse und Füchse so viel sein sollen, als meine Leute zu ihrer Winterkleidung vonnöthen haben; und für Sommerkleider will ich die ganze südliche Seite mit Wollenbäumen bedecken. Unsre Weiber und Mädchen sollen die Wolle selbst sammeln, spinnen, weben, auch färben, wenn sie wollen, und sich artige, niedliche Gewänder daraus machen; denn sie sind so gern geputzt als die Eurigen.

„Und warum Gewänder?" wird ein Gymnosophist fragen.

Erstlich, weil Luft und Sonne den Rosen und Lilien ihrer Haut schädlich sein würden; und dann, weil ich nicht für gut finde, daß sich die Augen meiner Knaben und Jünglinge mit den Schönheiten ihrer Liebsten so gemein machen sollen, um sie vom ersten Anblick auswendig zu wissen.

Den ganzen Zug der üppigen Künste, die Eurer Prachtliebe und Weichlichkeit dienen, weiß ich zu nichts zu gebrauchen. Ich denke sogar, daß wir Euch Eure Maler und Bildhauer lassen werden. Ich thu' es ungern; aber die Furcht, daß es Einem von ihnen etwan einfallen könnte, seinem Bildchen eine Kapelle zu bauen und sich selbst zum Priester davon zu weihen, überwiegt alle meine Liebe zu diesen Künsten. Im Grunde kann ich ihrer auch sehr wohl entbehren. Findet einer von meinen Jünglingen seine Geliebte so schön, daß er ihre Gestalt verewigt zu sehen wünscht, — so mag ihm Amor helfen, eine lebendige Copei von ihr zu machen; sie wird allemal schöner und dauerhafter sein als das schönste Bild, das ein Lysippus oder Apelles von ihr machen könnte.

Eure Köche, Pastetenbäcker, Näschereienkrämer, Parfümirer, u. s. f. — weg damit! Die Natur soll meinen Leuten entweder selbst kochen oder sie kochen lehren. — Ihr Naschwerk soll ihnen auf Bäumen und Stauden wachsen, — und meine Weibsleute sollen die reinlichsten, niedlichsten und wohlriechendsten Dinge von der Welt sein, ohne was Andres dazu nöthig zu haben als frisches Brunnenwasser, einen Strauß am Busen und Rosenblätter auf ihre Matratzen oder auf den weichen Grasboden, wo ich Euch, unter gewissen Bedingungen, erlauben werde, sie im Schlaf zu überraschen.

Eure Sophisten, Geschichtschreiber, Dichter u. s. w., — sie werden mir vergeben! aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Die Hälfte von ihrer Gelehrsamkeit wäre genug, meine Colonisten unwiederbringlich um ihr Bißchen Mutterwitz zu bringen. — Zu Dichtern soll sie die Liebe oder die Freude machen. Aus Euern Geschichtschreibern würden sie nur Laster kennen lernen, die sie nicht kennen sollen, oder Tugenden, die ihnen zu nichts nütze wären. Von Philosophie brauchen sie keine andre als die Philosophie des Diogenes — und diese sollen sie von ihren Müttern und Ammen lernen. — Also Gott befohlen, meine Herren!

Schauspieler, Mimen, Tänzer, und was unter diese Rubrik gehört, — es mögen in Republiken, wie die Eurigen sind, ganz brauchbare Leute sein! Sie machen das Volk seines Leides vergessen, und desto besser für die Regenten! Aber bei uns taugten sie nichts. — Tanzen soll meine Jugend von der Fröhlichkeit lernen. Lass't ihnen noch was dazu auf einer ländlichen Pfeife aufspielen, um sie im Tact zu erhalten, so wette ich, was Ihr wollt, Ihr werdet selbst kommen und ihnen ihre kunstlosen Tänze ablernen. Ihr werdet sie auf Euern Tanzsälen nachmachen wollen; aber die herzliche Freude, welche die Seele davon ist, werdet Ihr nicht nachahmen können; die muß man fühlen; und um sie in ihrer ganzen Lauterkeit zu fühlen, müßtet Ihr Einwohner meiner Insel sein. — Mimen würden sich einem so einfältigen Volk, als das meinige ist, nicht verständlich machen können; und Schauspieler, was wollten sie uns aufführen? — Tragödien? — Warum sollte ich die schönen, hellen Augen meiner jungen Weiber ohne Noth in erkünstelten Thränen baden? — Komödien? — Wir werden nicht mehr Narrheit unter uns haben, als so viel man schlechterdings braucht, um weder gar zu dumm noch gar zu weise zu sein; und das ist nicht Narrheit genug, um Fratzenbilder hervorzubringen, die ein Parterre wiehern machen. — Kurz, wir wollen schon Mittel finden, uns die Zeit zu vertreiben; behaltet immerhin Eure Zeitvertreiber für Euch selbst! Und zudem, womit wollten wir sie bezahlen?

„Aber Aerzte muß man doch haben?" — Schlimm genug, wenn Ihr sie haben müßt! — Ich ehre die Hippokraten; sie sollen willkommen sein, wenn sie zu uns kommen wollen; aber zu thun werden sie wenig finden. — Die Luft auf unsrer Insel ist eine gesunde Luft, und bei der einfältigen Lebensart,

die wir führen, bei der Mäßigkeit unsrer Tafel, bei der Heiterkeit unsers Gemüths, ohne Sorgen, ohne Kummer, ohne Ehrgeiz, ohne andre als wohlthätige Leidenschaften und ergetzende Phantasien, die uns in einem angenehmen Gefühl unsers Daseins erhalten, wozu sollten wir Aerzte bedürfen? — Wir wollen Euch zu uns bitten, meine Herren, sobald wir einer gar zu einförmigen Gesundheit überdrüssig sind.

Den ganzen übrigen Troß der Leute, welche von der Behendigkeit ihrer Hände oder der Geschmeidigkeit ihrer Zunge oder der Beweglichkeit ihrer Hüften oder der Gefälligkeit gegen Eure Leidenschaften, Absichten und Launen leben, — wollte Gott, daß Ihr Mittel fändet, Eure Staaten von diesem Auskehricht zu reinigen! Es giebt allenfalls noch eine Menge unbewohnter Inseln, wohin Ihr sie verpflanzen könnt. — Die unsrige ist schon besetzt.

IV.

Sie ist gerade so, wie sie Aristoteles haben will: nicht zu kalt und nicht zu warm, ihre Luft rein und gelinde, ihr Erdreich fruchtbar, ihre Wälder voll Wild, ihre Gehölze voll Lerchen, Nachtigallen und Distelfinken, ihre Flüsse und Bäche voll Fische, ihre Anger und Thäler mit Heerden, und ihre Felder mit Reis und Weizen bedeckt.

Ihr seht, daß ich Vorrath auf viele Jahrhunderte habe, wenn sich meine Leute nur eine kleine Mühe geben wollen, den Reichthum zu erhalten, in den ich sie einsetze.

Weil es mich nur einen Schlag mit einer Ruthe kostet, so habe ich ihnen die Hütten bauen lassen, worin sie künftig wohnen sollen.

Sie sind alle von gutem Cedernholze gebaut, mit Palmblättern bedeckt, geräumig, gleichförmig, ungekünstelt und durch den ganzen bewohnbaren Theil meiner Insel (meistens plattes Land) in gleicher Entfernung zerstreut. Ich habe ihrer ungefähr sechzigtausend bauen lassen; wenn wir künftig mehr gebrauchen, oder wenn die alten baufällig geworden sind, so mögen meine Insulaner selbst für neue sorgen.

„Das ist bald gesagt; — aber dazu werden sie Aexte und Sägen vonnöthen haben; denn mit den Zähnen, wie die Biber,

werden sie ihre Bäume schwerlich zu Balken und Brettern nagen; und um Aexte und Sägen zu haben, müssen sie Eisengruben, Schmelzhütten und Eisenhämmer haben; und um diese zu haben, müssen sie —"

Der Henker hole Alles, was sie haben müßten! Das würde mir meine ganze Republik zu Grunde richten. Sie sollen in Lehmhütten wohnen!

Aber das wäre zu unreinlich, und meine Leute sollen keine schmutzige Leute sein.

Also in Höhlen und Grotten! — Aber dazu werden wir nicht Felsen genug auf der Insel haben, wenn sie auch alle in lauter Grotten ausgehauen wären; und Städte kann ich aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht bauen lassen.

Ich weiß mir nicht zu helfen, — anders nicht, als daß ich sie ein- für allemal mit Aexten, Beilen und Sägen versehe und dafür sorge, daß wenigstens alle zwanzig Jahre ein Schiff mit dergleichen Werkzeug — an ihrer Küste scheitern muß.

Hab' ich mir nicht gerade solcher Fälle wegen eine Zauberruthe ausbedungen?

V.

Nun ist es Zeit, daß ich meine Colonie in ihre neue Wohnung einführe.

Ich habe sie, kraft meines magischen Stabes, die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens wegschlummern lassen; und nun erwachen sie sämmtlich, Jünglinge und Mädchen, auf einmal mit dem Wuchs, der Stärke und vollen Blüthe des achtzehnten Jahres, reif zu jedem süßen Gefühl ihres Daseins und zu dem ganzen kleinen Kreise angenehmer Verrichtungen, in welchen die Natur ihre Thätigkeit einschränkt.

O Amor, und Du, freundliche Venus, Alles vermehrende Gottheiten, — Euch ruf' ich jetzt für meine Kinder an! Euch kommt es zu, den süßen und mächtigen Trieb, der, indem ich sie einander entgegenführe, zum ersten Mal in ihrer Brust klopfen wird, zu entwickeln und, was ohne Euch ein bloßes Spiel der Fibern wäre, zu Liebe und zärtlicher Empfindung zu bilden.

Man denke nicht, daß ich hier einen Gott aus der Maschine hervorrufe; ich habe des höhern Beistandes, den ich erbitte, mehr als zu sehr vonnöthen. Es ist keine so geringe

Sache, hundertunddreißigtausend Leute von achtzehn Jahren auf ihr ganzes Leben glücklich zu machen. Wie es nur darum zu thun war, sie machen zu lassen, dazu hatte ich nichts als den Instinct vonnöthen; sie geriethen nur desto besser. Aber nun, da sie gemacht sind, sie auch glücklich zu machen oder vielmehr, weil die Natur so ziemlich dafür gesorgt hat, zu verhindern, daß sie nicht aus Unverstand und Unerfahrenheit sich selbst unglücklich machen, — das ist der Punkt!

Ich wünschte, meine Zauberkunst möchte sich so weit erstrecken, daß ich eine andre Art, ihr Leben und ihre Gattung zu erhalten, für sie ausfindig machen könnte als die gewöhnliche. Denn Alles ohne Vorurtheile überlegt, ist doch nicht zu leugnen, daß das Bedürfniß des Essens und Trinkens und ein gewisses andres, welches sich gemeiniglich anmeldet, wenn Ihr wohl gegessen und getrunken habt, — die wahren Quellen der meisten Uebel unter den Sterblichen sind. Lange schon vor der schönen Helena gab ein Ding, das ich nicht bei seinem rechten Namen nennen darf, Anlaß zu tausend verderblichen Unordnungen; und wie wenig eigennützige und gewinnsüchtige Laster blieben übrig, wenn wir — von Luft und Sonnenstrahlen leben könnten!

Allein das ist nun nicht zu ändern! Meine armen Pflegekinder, hier nützt Euch mein guter Wille nichts; Ihr müßt Euch nähren und begatten wie alle andre Erdenbewohner auch. Alles, was ich thun kann, ist, die Natur für Euch zu fragen, wie sie haben wolle, daß Ihr das Eine und das Andre thun sollet. Denn so unverschämt bin ich nicht, daß ich mir einbilden sollte, es besser zu wissen — als die Natur.

Fangen wir immer beim Begatten an; es ist wirklich der angelegenste Punkt; denn meine Jünglinge und Mädchen sitzen in diesem Augenblicke alle unter den Bäumen vor ihren Wohnungen durch die ganze Insel zerstreut und werden von meinen dienstbaren Geistern mit einer frugalen Mahlzeit von Reis und Früchten bewirthet, worin künftig ihre gewöhnliche Nahrung bestehen wird. Nach der Tafel werden sie zum Tanzen aufstehen, — und bis dahin muß dieser Theil unsrer Gesetzgebung ins Reine gebracht sein. Die Sache leidet keinen Aufschub.

Plato hält die Gemeinschaft der Weiber für das unfehlbarste Mittel, sie unschädlich zu machen. Das mag in seiner Republik gut sein, die aus lauter Ideen zusammengesetzt ist und lauter Ideen zum Endzweck hat! — In der meinigen,

wo Alles natürlich zugehen soll, würde diese Methode nicht gut thun. Die Bevölkerung meiner Insel würde darunter leiden; unsre Kinder würden in jedem Manne ihren Vater suchen und ihn eben deswegen nirgends finden, weil es ein jeder Andrer ebenso gut sein könnte als Dieser oder Jener. Die Liebe, aus welcher die Natur, wie mir däucht, eine Quelle von Glückseligkeit für uns machen wollte, würde blos auf Bedürfniß und thierischen Instinct herabgewürdigt. — Kurz, ich begreife nicht, wie meine Leute bei dieser Einrichtung so glücklich sein könnten, als ich sie gern machen möchte.

„Aber," sagt Plato, „durch welches andre Mittel willst Du den unzähligen Unordnungen vorbeugen, denen Du durch Einführung des Eigenthums unter beiden Geschlechtern tausend Pforten öffnest? — Und siehst Du nicht, daß, indem Du Deine Menschen in kleine Familien absonderst, Dein Staat in unzählige besondere Gesellschaften zerstückelt wird, deren jede ein näheres Interesse hat als das allgemeine?"

Das sehe ich, göttlicher Plato, — so wie ich sehe, daß Du allen den Unordnungen, die Dir so fürchterlich vorkommen, dadurch abhilfst, daß Du die Namen der Dinge umtauschest und die äußerste Unordnung in Deiner Republik zur Ordnung machst; — und wie ich sehe, daß Du, um das allgemeine Interesse Deines idealischen Staates zu befördern, alle die Empfindungen vernichtest, wodurch das allgemeine Beste für einen jeden Einzelnen interessant wird, oder, kurz zu sagen, wodurch ein allgemeines Interesse sich denken läßt.

Ich kann nichts dafür, daß die Natur so viele Oeffnungen und Ritzen am Menschen gelassen hat, durch welche sich Irrthum und Verderbniß einschleichen kann.

Aber bei Allem dem will ich mich zu einem Priester der Mutter Berecynthia machen lassen, wenn das nämliche wunderliche Ding, wovon ich Euch sagte, auf meiner Insel nicht tausendmal weniger schlimme Händel veranlassen soll als auf allen Euern Inseln, Halbinseln und festen Ländern der ganzen Welt.

Ich habe ungefähr sechzigtausend Knaben, und zehntausend Mädchen mehr als Knaben, — die ich wahrlich nicht der Diana zu weihen gedenke! — Wie? Ich sollte zehntausend schöne, frische, vom gesundesten Blute strotzende Mädchen brach liegen lassen? — Nicht eine einzige, so wahr ich Diogenes, meiner Mutter Sohn, bin!

Nun ist kein ander Mittel, als entweder für diese zehntausend Mädchen ebenso viel neue Jünglinge machen zu lassen, — und das ist mir jetzt gerade nicht gelegen, oder sie unter alle sechzigtausend zu vertheilen, und das wäre wider meinen Anti-Platonismus, oder —

Dacht' ich's nicht? — Sie sind des Tanzens bald müde geworden; Paar und Paar, oder Drei und Drei, wie die Grazien, haben sie sich in die anmuthigen Gebüsche geschlichen, womit ich ihre Wohnungen wie mit Kränzen durchflochten habe. — Nun kann ich mir die Müh ersparen, auf Auswege zu denken! Amor und seine Mutter würden meiner spotten, und es ginge doch weder besser noch schlimmer, als sie es haben wollen. Lieber will ich mir's gutwillig gefallen lassen.

Alles, o Ihr holden Götter der Liebe, sei demnach Euerm Einfluß überlassen! Stiftet an diesem Abend, dem Einweihungsfeste meiner Republik, so viele Bündnisse, als Ihr wollt und könnt! Weder das blinde Loos noch ein fremder Befehl, dem das Herz sich selten unterwirft, soll der Ehestifter bei meinen Pflegekindern sein. Ich begebe mich für jetzt und allezeit aller Willkür, die ich mir, unter welchem Vorwand es sei, über sie anmaßen könnte. Amor allein hat das Recht, über ihre Herzen zu gebieten. Ich denke, er wird meine zehntausend Mädchen nicht vergessen. Kann er zehntausend von ihren Schwestern überreden, sich mit ebenso viel Jünglingen in Güte zu vertragen, wer hat was dawider einzuwenden? —

„Aber werden die übrigen funfzigtausend Jünglinge nicht eifersüchtig werden?" — Nein, wenn Jeder seine Schöne so lieb hat als ich einst meine Glycerion.

„Aber wenn das nun nicht wäre?" —

So mögen sie selbst zusehen! Ich kann nicht für Alles Rath schaffen.

VI.

Wenn sich doch Eure Könige und Fürsten vorstellen könnten, wie angenehm es ist, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein so vollkommnes Vergnügen gemacht als die Vorstellung, hundertunddreißigtausend liebenswürdige junge Geschöpfe wenigstens auf vierundzwanzig Stunden glücklich gemacht zu haben.

Meine Ehegesetze sind nun in Ordnung gebracht; in zwanzig Jahren hoff' ich meine Insel ziemlich bevölkert zu sehen.

Ob es eine ewige Liebe giebt? — Das weiß ich nicht. So viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, einander ewige Liebe zu schwören, so geneigt man mit sechzehn Jahren dazu ist; aber ewige Liebe schwören müssen — Nein, meine Kinder, ich will Euch keinen Anlaß geben, einander desto eher überdrüssig zu werden!

Wem die Freiheit, die ich meinen Insulanern lasse, anstößig ist, der muß (denk' ich) gewohnt sein, die Welt mit dem halben Durchmesser des kleinen Kreises zu messen, den er um sich selbst und den Ort, wo er etwas zu bedeuten hat, eine oder zwei Stunden scheibenweise herum zieht. Es ist nichts alberner, als Alles lächerlich oder ärgerlich finden, was anders ist als bei uns. Im Grunde läuft doch der ganze Unterschied darauf hinaus, daß Ihr Euch die Freiheiten selbst nehmt, die ich meinen Unterthanen lasse, weil ich nicht gern Gesetze gebe, blos damit ich fein viel zu dispensiren und zu strafen bekomme.

Ich sehe nicht, warum die Ehen in meiner Insel nicht dauerhaft sein sollten. Ehrgeiz, Interesse, Unverträglichkeit der Gemüther, tödtliche Feindschaft, Unvermögen, oder wie die andern Ursachen Eurer Ehescheidungen heißen, finden bei uns nicht statt. — Doch erlaube ich meinen Leuten, in gewissen Umständen einen Tausch zu treffen, insofern es mit gutem Willen der sämmtlichen Interessenten geschieht.

Diejenigen, welche, ohne jemals zu tauschen, vierzig Jahre mit einander gelebt haben, werden öffentlich mit einem Kranze von Jasmin und Myrten gekrönt und erhalten dadurch das Recht, bei allen Festen mit einem solchen Kranz um die Stirne obenan zu sitzen und bei den Versammlungen zuerst ihre Meinung zu sagen.

Eine Schöne — (Häßliche giebt es überhaupt in meiner Insel nicht), welche überzeugt werden kann, zwei Liebhaber zugleich zu begünstigen, wird verurtheilt, drei Monate lang bei allen Festen und öffentlichen Lustbarkeiten mit sechs Daumen hohen spitzigen Schuhen und einem achtzehn Daumen hoch aufgethürmten Aufsatz von Ziegenhaaren zu erscheinen. — Eine Strafe, die in den Augen meiner Insulanerinnen so entsetzlich ist, daß es auf dem ganzen Erdboden — keine behutsamern Geschöpfe giebt als sie.

Uebrigens ist auf meiner Insel nicht erlaubt, sich in fremde Liebesangelegenheiten einzumischen. Der oder Diejenige, welche sich beigehen ließen, einem zärtlichen Paar in eine Grotte nachzuschleichen oder einem Manne zu verrathen, daß man seine Frau mit einem Andern hinter einem Rosenstrauche habe sitzen sehen, wird ohne die mindeste Nachsicht in einen Nachen gesetzt und mit einem guten frischen Landwinde, unter höflicher Empfehlung an die Tritonen und Nereïden, ins hohe Meer abgeschickt. Eine einzige solche übelthätige Creatur würde hinlänglich sein, den Samen der Zwietracht in meiner ganzen Insel auszusäen.

Ihr werdet mir einwenden, daß es bei so gestalten Sachen unmöglich sei, eine Schöne jemals zu überweisen, daß sie zwei Männer zugleich begünstige.

Schwer ist es, ich gesteh' es, aber nicht unmöglich. Denn es würde unmöglich gewesen sein, von dem Gesetze, dessen ich eben erwähnte, den Mann oder die Frau nicht auszunehmen, welche selbst unmittelbar bei einem solchen Fall interessirt wären. Gesetzt, ich sähe meine eigene Frau mit einem Andern die Einsamkeit suchen, so ist mir (falls ich unhöflich genug wäre, sie zu überraschen) nicht nur erlaubt, sie zur Strafe der spitzigen Schuhe und der Pyramide von Ziegenhaaren zu ziehen, sondern ich bin auch berechtigt, ihren Liebhaber anzuhalten, mir, wofern ich anders Lust zum Tausche habe, seine Frau gegen die meinige abzutreten.

Indessen versichern mich meine Geister, welche die Gabe haben, die Begebenheiten der moralischen Welt auf etliche Jahrhunderte hinein so genau auszurechnen als unsre Sternseher die Sonnenfinsternisse, — daß dieser Fall sich in den ersten fünfundzwanzig Jahren meiner Republik kaum fünf- oder sechsmal ereignen werde; welches (denke ich) fünf- oder sechstausendmal weniger ist, als in jedem andern Staate (eine gleiche Anzahl von Einwohnern vorausgesetzt) in einem einzigen Monat geschehen könnte.

Amor (für den ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die ich ihm schuldig bin) wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß er seiner Natur nach ein loser Vogel ist, der sich's schlechterdings nicht wehren läßt, von Zeit zu Zeit eine kleine Schelmerei zu begehen. Ich kann ihn nicht anders machen; und ich fordre alle Eure Gesetzgeber und Sittenlehrer heraus, ihn anders zu machen, wenn sie können.

Was blieb mir also übrig, als ihm entweder die Flügel gar

abzuschneiden, — und wenn Ihr Euch dazu entschließen könnt, so schneidet ihm ebensowol auch alles Andre ab, was sich abschneiden läßt, — oder die Behutsamkeit unter meinem Volke zu einer der vornehmsten Tugenden zu machen; wie sie es auch in der That ist, Ihr möchtet leben, wo und in welchen Umständen Ihr wolltet.

Das Wort Eifersucht habe ich aus den dreihundertundfünfundsechzig Wörtern, woraus die Sprache meiner Insel besteht, gänzlich ausgeschlossen. — Hab' ich unrecht daran gethan?

VII.

Ich habe um jede Wohnung in meiner neuen Colonie einen kleinen Hain von fruchtbaren Bäumen und Stauden, einen kleinen Garten, ein Feld mit Reis und ein Wäldchen von Wollenbäumen anlegen lassen.

Jede kleine Familie hat Platz genug zum Anbau; je mehr sie sich verstärkt, je mehr Hände zum Arbeiten.

Die Männer bestellen ihr Feld und ihren Garten oder fischen oder jagen in den gemeinschaftlichen Wäldern; die Jünglinge und Mädchen hüten und besorgen, so lange sie in den Schäferjahren sind, die Heerden, und die Frauen beschäftigen sich mit dem Innern der Haushaltung; sie pflegen den Garten, sie bereiten die Mahlzeit zu, und die Baumwolle gewinnt unter ihren schönen Händen alle die mannichfaltigen Gestalten, worin sie geschickt wird, ihnen den Mangel aller persischen und indischen Manufacturen zu ersetzen.

Bei allen diesen Arbeiten, welche nicht mehr sind, als meine Leute bedürfen, um mit besserm Appetit zu essen und desto süßer zu schlafen, bleibt ihnen noch Zeit genug zu den Vergnügungen, in welchen eigentlich der Genuß des Lebens besteht.

Der Vater behält Zeit genug, mit seinen Kindern zu tändeln und tändelnd seinen Knaben den Bogen gebrauchen oder sein Frühstück mit dem Wurfpfeil verdienen zu lehren, indeß die jungen Töchter von der schönen Mutter den Gesang der Nachtigall nachahmen oder die Lieder irgend eines dichterischen Schäfers auf der Cither begleiten lernen.

Des Abends versammeln sich gewöhnlich etliche benachbarte Familien unter den Bäumen einer anmuthigen Gegend; Gesang und Scherz verkürzt die geselligen Stunden; sie sehen den Spielen ihrer Kinder zu und erinnern sich dabei des süßen Traumes ihrer eigenen Kindheit.

Ich gestehe, daß ich viel auf Müssiggang und Ergetzlichkeiten halte. Arbeit ist ein Mittel zum Zweck unsers Daseins; aber sie ist nicht der Zweck selbst.

Meine guten Pflegekinder! Ihr habt, wenn ich die Zeit, die Ihr verschlaft, abrechne, höchstens vierzig oder funfzig Sonnenjahre zu leben! und ich sollte nicht Alles in der Welt anwenden, damit Ihr Eures Daseins froh würdet?

Der Stiftungstag meiner Republik, der Anfang jeder Jahrszeit und jedes Monats und die Ernte und Weinlese sind öffentliche Feste, wo der Geist einer allgemeinen Fröhlichkeit durch meine ganze Insel weht.

Diese Feste sind das vornehmste Mittel, wodurch ich Eintracht, Geselligkeit und allgemeines Wohlwollen unter meinem Volk erhalte. Es sind eigentlich die Tage, wonach sie ihr Leben messen. „Ich habe schon dreizehn Rosenfeste erlebt," sagt ein Mädchen, wenn sie sagen will, daß sie dreizehn Jahr alt sei. — Es sind die Tage, auf die man sich an allen übrigen freut, und mit deren Erwartung man sich zum Fleiß ermuntert. Die Mädchen und Frauen arbeiten emsiger, um am nächsten Feste in einem niedlichern Anzug zu erscheinen, und die Männer beeifern sich, für einen hinlänglichen Vorrath zu sorgen, um sich nach ihrer einfältigen Art mit ihren Nachbarn gütlich thun zu können.

Ueberhaupt getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich noch ein andres Land in der Welt ist, wo man die Glückseligkeit, unter einem Baume zu liegen und von Nichtsthun auszuruhen, in einem höhern Grad genösse, oder wo an festlichen Tagen die Freude geselliger, sympathetischer, allgemeiner und dabei unschuldiger und sittsamer wäre, als in meiner Insel. Mein Volk ist eine gutherzige, muntre, jovialische Art von Geschöpfen, die sich mit einander freuen, daß sie da sind, und keinen Begriff davon haben, wie man es machen müßte, um einander das Leben zu verbittern, oder warum man es thun sollte. Ich habe ihnen alle Gelegenheit benommen, auf so unnatürliche Gedanken zu kommen.

In der vollkommnen Ueberzeugung, daß jeder Schritt, der

sie von der Einfalt und Genügsamkeit der Natur entfernte, sie von der Glückseligkeit entfernen würde, — hab' ich Alles angewandt, um ihnen den Verlust dieser wohlthätigen Einfalt unmöglich zu machen.

Der Erfinder eines neuen Tanzes, eines neuen Liedchens, einer neuen Melodie wird durch das Vergnügen belohnt, das er seinen Gespielen (so nennen sich meine Insulaner unter einander) damit macht. Aber der Erfinder einer jeden andern Neuigkeit oder Neuerung, welche auf eine vermeinte Verbesserung ihrer Lebensart, ihrer Art zu wohnen, zu essen, zu schlafen, sich zu kleiden, oder ihrer Arbeiten, ihrer Sitten und der Einförmigkeit in Allem diesem abzielte, würde sich ebenso wie ein Störer der ehelichen Ruhe die Belohnung zuziehen, in einen Nachen gesetzt und auf ewig in den weiten Ocean verwiesen zu werden.

Das Schöne und Gute fließt in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzähligen Abweichungen fort, es ist seiner Natur nach einförmig; wenn man es einmal besitzt, so geht jede Veränderung — ins Schlimmere, Eure Sophisten mögen sagen, was sie wollen.

Um sie vollkommen zu überweisen, lass't mir nur einen einzigen jungen Athener kommen und seht, was er in acht Tagen aus meiner armen Republik gemacht haben wird.

In rauschendem Purpurgewande, mit Silberblumen durchwirkt, schwimmt mein artiger junger Herr daher, von arabischen Oelen und Essenzen düftend, zierlich gelockt, zierlich beschuht, kurz, um und um schimmernd wie Phöbus Apollo, wenn ihm die Stunden die goldne Pforte des Morgens öffnen. — Was für Ausrufungen er macht, indem er meine Schönen in ihrem einfältigen Putz von selbstgesponnener Wolle sieht, die Haare kunstlos mit Blumen durchflochten, ohne Ohrengehänge, ohne Ringe, ohne Blumen von bunten Edelsteinen in den Locken! Was für Ausrufungen beim Eintritt in ihre Hütten, bei ihren Mahlzeiten, bei ihren Festen, bei ihren Tänzen! — „Götter, wie reizend würden diese Mädchen sein, wenn die Erziehung ihrer glücklichen Anlage zu Hilfe käme! Wie Schade, daß so liebenswürdige Geschöpfe eine so elende Lebensart führen sollen!" —— „Wir sind glücklich, junger Fremder!" — „Glücklich nennt Ihr das? — Arme Geschöpfe! ich bedaure Eure Unwissenheit." — Und nun beschäftigt er sich, sie aus dieser Unwissenheit zu ziehen, von welcher wirklich ihre Glückseligkeit

abhing. Es wird ihnen schwer, ihn zu verstehen. Aber was er ihnen nicht beschreiben kann, das zeigt er vor: sein Putz, sein Geschmeide, sein Gold, ein ganzer Hausrath von hundert kleinen artigen Geräthschaften, die er bei sich trägt, und wovon sie den Gebrauch ewig nicht errathen hätten. — Dies macht Eindruck; man fängt an zu merken, daß man unwissend, arm, einfältig ist. Tausend neue Begierden steigen in den betrogenen Seelen auf und stören den ruhigen Schlummer ihrer noch unentwickelten Fähigkeiten. Mein gefälliger Verführer bedient sich der unglücklichen Anlage, die er ihnen zu geben angefangen hat. Er läßt sich einen Palast unter ihnen bauen, er giebt ihnen Gold, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, — er macht sie auf etliche Tage glücklich; sie sehen ihn für eine wohlthätige Gottheit an, und was kann ihre Dankbarkeit weniger thun, als sich ihm zu Sklaven zu ergeben?

Was wird die Folge davon sein?

In weniger als zwanzig Jahren wimmelt es in meiner Insel von Handwerkern, Künstlern, Handelsleuten, Seefahrern, Staatsmännern, Priestern, Soldaten, Richtern, Advocaten, Finanzpachtern, Aerzten, Philosophen, Dichtern, Komödianten, Mimen, Gauklern, Taschenspielern, Beutelschneidern, Kupplern, Spitzbuben und — Bettlern, so gut als bei den isthmischen Spielen. Der wohlthätige Athener! Sein Geschenk war die Büchse der Pandora; wir gaben ihm unsre Freiheit, unsre Ruhe, unsre Gesundheit, unsre sorglose Fröhlichkeit, unsern glücklichen Müssiggang, und er gab uns dafür Bedürfnisse, Leidenschaften, Thorheiten, Laster, Krankheiten, Sorgen, Kummer, hohle Augen und eingefallne Wangen. — Wie glücklich hat er die Republik des Diogenes umgeschaffen! Seine Insel ist nun, Dank sei Euern Künsten und Wissenschaften, was alle Eure Inseln sind!

Das war es eben, was ich Euch beweisen wollte.

VIII.

Ich habe Euch schon so viel von meiner Denkensart merken lassen, daß es beinahe unnöthig ist, von der Staatsverfassung meiner Republik zu sprechen. Sie ist sehr einfach; ihre Erfindung hat mich keine halbe Stunde Zeit gekostet.

Den Unterschied ausgenommen, den die Natur selbst macht, sind alle meine Leute einander gleich, — und sie ersuchen den Aristoteles durch mich, nicht übel zu nehmen, daß sie den Satz: „der Stärkere sei der natürliche Herr des Schwächern,“ für einen der garstigsten Sätze halten, die jemals von dem Gehirn eines Philosophen abgegangen sind.

Der Stärkere ist der natürliche Beschützer des Schwächern, das ist Alles. Seine Stärke giebt ihm kein Recht, sie legt ihm nur eine Pflicht auf.

Bei der ungekünstelten ländlichen Lebensart meiner Insulaner, bei ihren wenigen Bedürfnissen, bei der Vorsicht, die ich gebraucht habe, einer gar zu engen Vereinigung unter ihnen vorzubauen, bei dem gerechten Vertrauen, welches ich in die Güte der Natur setze, und bei den wenigen Gesetzen, die ich ihnen eben darum zu geben nöthig befunden habe, — begreif' ich nicht, warum ich einen so großen Grad von Verderbniß bei ihnen besorgen sollte, daß ich bewogen werden könnte, ihnen im Voraus eine künstliche Polizei zu geben.

Sollten sich, wider besseres Verhoffen, kleine Zwistigkeiten unter meinem Völkchen entspinnen, oder sollte Jemand, es sei nun aus Muthwillen oder Eifersucht oder böser Laune, sich so sehr vergessen, einem Andern zu thun, was er nicht haben wollte, daß man ihm thäte, so wird es so schwer nicht sein, ohne Advocaten und Richter, ohne erste, zweite und dritte Instanz Alles gar bald wieder in den alten Stand zu setzen.

Gemeiniglich ist der Handel so unerheblich, daß er, mit etwas Geduld auf der einen Seite und mit einer kleinen Wiederkehr zu sich selbst auf der andern, leichtlich beigelegt werden kann.

Im Nothfall werden ein paar Nachbarn zu Schiedsrichtern erbeten, und man unterwirft sich ihrem Ausspruch ohne Widerspänstigkeit.

Gewaltthaten sind unter einem so sanften Volk als das meinige nicht zu besorgen; und allenfalls verlasse ich mich darauf, daß die Empfindung des gemeinschaftlichen Besten auf den ersten Ruf so viele Arme bewaffnen würde, als nöthig wäre, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beizustehen.

Ueberhaupt hat ein Volk, das durch Sitten regiert wird, keine Gesetze vonnöthen, so lange es seine Sitten bewahrt. Und haben meine Insulaner einst die ihrigen verloren, so — sei ihnen der Himmel gnädig! Die Noth wird sie alsdann so gut Gesetze machen lehren als Plato und Aristoteles; aber was sind Gesetze ohne Sitten?

IX.

Weil kein Volk ohne Religion Sitten haben kann, so hab' ich diesen Punkt bei dem meinigen nicht vergessen. Ich habe ihm eine Religion gegeben, die der ungemeinen Einfalt seiner ganzen Verfassung angemessen ist. Sie ist, ohne Ruhm zu melden, freundlich, wohlthätig, friedsam und hat überdies die besondere Tugend, daß sie sich nicht so leicht abnützt oder verdirbt als andere, und daß sogar ihr Mißbrauch der Gesellschaft nur in einem sehr kleinen Grade nachtheilig werden könnte.

Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, nähere Nachrichten von ihr zu geben, wenn ich nicht besorgen müßte, aus gewissen Ursachen alle Priester der Götter Jupiter, Mars, Apollo, Mercur, Vulcan und Neptun und der Göttinnen Juno, Cybele, Diana und Minerva, unzähliger Gottheiten vom zweiten Rang und der unterirdischen nicht zu gedenken, meiner Republik auf den Hals zu ziehen; eine desto gerechtere Besorgniß, da bekannt ist, daß Diophant, der Priester Jupiter's, keiner von meinen Freunden ist.

Solon, ein so weiser Mann, daß Ihr ihm unter Euern sieben Weisen den ersten Platz gegeben habt, Solon, der Gesetzgeber von Athen, hatte in einem Alter, von welchem man am Meisten Gravität zu fordern pflegt, Muth und Laune genug — — — — — —*)

X.

„Und wie lange, Diogenes, glaubst Du denn, daß das alberne Ding, das Du Deine Republik nennst, dauern würde?"

Die nämliche Frage that ich an Alexandern; aber ich beantworte sie nach meiner Manier. Sie wird so lange dauern, bis meine Insulaner — es sei nun von dem vorhin gedachten Athener oder durch irgend einen andern Zufall — mit allen

*) Hier ist, zu großem Bedauern des Herausgebers, eine Lücke in der Handschrift. deren Ergänzung, wie er gestehen muß, über seine Kräfte geht.

den Vortheilen bekannt gemacht werden, die Ihr vor ihnen voraus habt. Die Unwissenheit, die bei Euch eines der größten Uebel ist, ist bei meinem Volke die Grundlage seiner Glückseligkeit.

„Aber sollte es denn nicht möglich sein (sagt Ihr), Witz und Geschmack, Bequemlichkeiten, Pracht, Ueberfluß und alle Vortheile der Ueppigkeit mit Ordnung und Sitten, mit allgemeiner Tugend und allgemeiner Glückseligkeit zu vereinigen?"

Nichts leichter — in einem Staate, der, wie die Republik des Diogenes, eine — bloße Chimäre sein soll.

Ich wünschte, daß Alexander von Macedonien oder der König von Babylon oder der erste beste König, der Euch beifällt, die Gnade haben wollte, meine Meinung durch eine Probe zu widerlegen. — Nun, wer weiß, was in tausend oder zweitausend Jahren geschehen kann!

Das gestehe ich, daß für einen Zuschauer, der aus dem Mond oder Jupiter auf unsre Halbkugel herabguckte, die buntscheckige Gestalt derselben in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit von Einwohnern mit dreieckigen, viereckigen, runden und eiförmigen Köpfen — mit gebogenen, platten und aufgestülpten Nasen — mit langen oder wollichten, weißen, rothen und schwarzen Haaren — mit weißer, brauner, braungelber, olivenfarbner oder pechschwarzer Haut — von langer, mittelmäßiger oder zwergichter Statur, — gekleidet in Gold- und Silberstoffe, Seide, Purpur, Leinewand, Baumwolle, Schafwolle, Ziegenfelle, Bären- oder Seehundhäute, oder ohne Kleider, mit ihren Schürzen oder Trichtern um die Hüften, oder gar ohne Trichter und Schurz, — in Häusern von Marmor, Backsteinen, Holz, Schilfrohr. Lehm oder Kuhmist, — mit allen ihren Verschiedenheiten von Lebensart, Sitten, Barbarei, Polizei und Tyrannei, — mit allem ihrem Glauben an unzählige Arten von wohlthätigen und übelthätigen Göttern und mit allen ihren Larven von falschen Tugenden und eingebildeten oder erkünstelten Vollkommenheiten vor dem Gesichte: — — ich gestehe, sag' ich, daß dieser Anblick für den Zuschauer aus dem Monde (der weiter nichts dabei zu gewinnen noch zu verlieren hätte) ein viel angenehmeres Schauspiel wäre als der Anblick eines so einförmigen Volkes wie meine Insulaner.

Diese Vorstellung könnte uns, durch einen einzigen Schritt vorwärts, auf den Gedanken leiten: daß die Menschen nur dazu gemacht seien, dem Muthwillen irgend einer mächtigern

Art von Geistern zur Kurzweil zu dienen; — aber das ist ein so niederschlagender, gelbsüchtiger, hassenswürdiger Gedanke, daß ich es nicht einen Augenblick ausstehen kann, ihn für möglich zu halten.

Ich bin nichts weniger als ein Verächter Eurer Künste und Wissenschaften. Sobald ein Volk einmal dahin gekommen ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts Bessers thun, als sie so weit zu treiben, als sie gehen können. Je weiter Ihr Euch von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zusammengesetzter die Maschine Eurer Polizei, je verwickelter Eure Interessen, je verdorbener Eure Sitten sind, desto mehr habt Ihr der Philosophie vonnöthen, Eure Gebrechen zu verkleistern, Eure streitenden Interessen zu vergleichen, Euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen, so gut sie kann und weiß.

Aber dafür gesteht mir auch, daß eben diese Philosophie, wenn ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegenwirkender Ursachen gehemmt würde, Euch von Grad zu Grad unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einfalt zurückführen würde, von der Ihr Euch verlaufen habt, — oder die Wiederherstellung der Gesundheit müßte nicht der Endzweck der Arznei sein.

In Euerm jetzigen Zustande, was thun Eure Philosophen, als daß sie Euch ohne Aufhören beweisen, daß Ihr beinahe über Alles unrichtig denkt, beinahe immer unrecht handelt, und daß in Eurer ganzen Verfassung, Polizei und Lebensart beinahe Alles anders sein sollte, als es ist? — Das heißt den Kranken überzeugen, daß er krank ist. — Ihn gesund zu machen, das wäre der große Punkt! Aber ich wollte wetten, daß es ihnen ebenso wenig Ernst ist, Euch gesund zu machen, als es Euch Ernst ist, gesund zu werden. Ich könnte Euch eine sehr gute Ursache sagen, warum ich es glaube; aber man muß nicht Alles sagen, was man weiß.

Ich hoffe demnach, Ihr werdet mir — in Erwägung, daß ich nichts dafür kann, wenn mir der Schnee weiß vorkommt — nicht übel nehmen, daß ich unmöglich begreifen kann, wie man mit zehntausend Bedürfnissen glücklich sein könne, oder daß es eine so herrliche Sache sei, als Ihr Euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.

Blos aus dieser Ueberzeugung hab' ich mich verbunden gesehen, den Einwohnern meiner Republik, da ich sie machen

konnte, wie ich wollte, so viel Bedürfnisse zu ersparen, als möglich war. Ich hätte keine Nacht ruhig schlafen können, wenn ich mir den Vorwurf hätte machen müssen: „Wär' es nicht besser gewesen, sie gar nicht zu machen, als sie unglücklich zu machen?"

Zufolge dieser Zärtlichkeit für meine Geschöpfe, und damit ich ihnen, so viel an mir ist, alle Gelegenheit, ihre Vervollkommbarkeit zu entwickeln, abschneide, — kann ich demnach nicht umhin, zu ihrem Besten noch einen Schlag mit meiner Zauberruthe zu thun und die ganze Insel auf immer und ewig — unsichtbar zu machen. Alle Mühe, die sich Eure Seefahrer jemals um ihre Entdeckung geben möchten, würde verloren sein; sie werden sie in Ewigkeit nicht finden!

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Leipzig,
Druck des Textes von Breitkopf & Härtel.
Druck des Umschlags von A. Waldow.

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Wieland's Werke

Bd.: 24

Berlin [1879]